This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

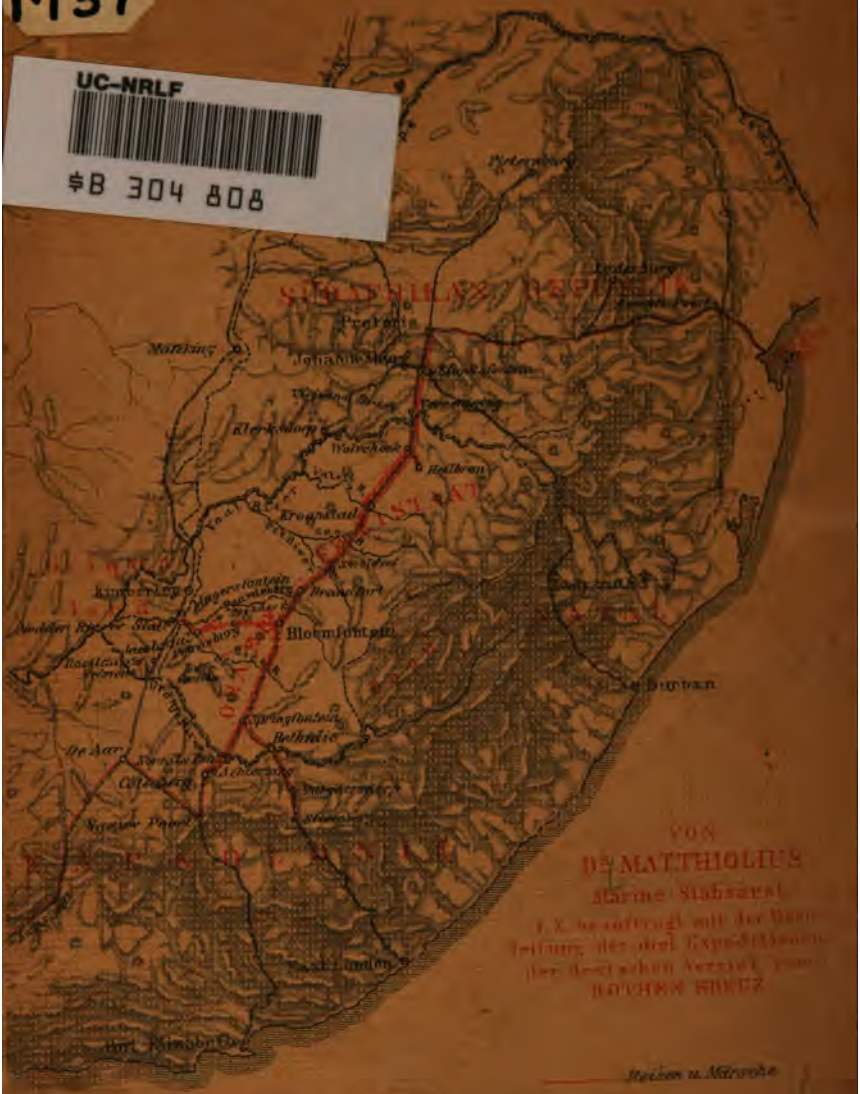
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DT
938
M37

TAGEBUCHBLÄTTER
AUS DEM
BOERENKRIEGE 1899-1900

UC-NRLF
$B 304 808



VON
DR. MATTHIOLIUS
Marine-Stabsarzt
I. A. beauftragt mit der Bearbeitung der drei Expeditionen
des Deutschen Vereins vom
ROTHEN KREUZ

Straßen u. Eisenbahnen

Maßstab 1:10 000 000
0 100 200 300 Kilometer

Verlag v. J. J. Weber in Leipzig

Ex-libris
Charles Atwood
Kafoid

GIFT OF
Prof. C. A. Kofoid

Tagebuchblätter

aus dem

Boerenkriege

1899—1900

Von

Dr. **Matthiolius**,
Marine-Stabsarzt,

s. Z. beauftragt mit der Oberleitung der drei Expeditionen der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz.

Mit einer Karte

Leipzig,
Verlag von F. C. W. Vogel.
1900.

UNIV. OF CALIFORNIA

DT938
M37

Vorwort.

Während meiner Thätigkeit auf dem Schauplatze des Boerenkrieges in Süd-Afrika 1899/1900, auf den mich der ehrenvolle Auftrag des Zentral-Komités der Deutschen Vereine vom Roten-Kreuz, die Oberleitung der Hülfs-expeditionen dieser Vereine für die Boeren zu übernehmen, geführt hatte, waren von mir wie stets auf meinen Reisen die wichtigsten Ereignisse in Tagebuchform notiert. Für eine Veröffentlichung waren diese Aufzeichnungen von vornherein keineswegs bestimmt. Als dann aber je länger je mehr von Verwandten, Freunden und Fachgenossen Bitten an mich herantraten, ihnen doch ausführlicher, als dies durch Berichte* und Briefe geschehen konnte, über unsere Eindrücke, unser Thun und Treiben Rechenschaft zu geben, da kam mir das Anerbieten der geschätzten Vogel'schen Verlags-buchhandlung, Mitteilungen aus meinen Tagebüchern zu veröffentlichen, nicht unerwünscht, zumal ich aus diesem sah, daß auch weitere Kreise Interesse daran haben könnten. Absichtlich hielt ich mich in den demgemäß angefertigten Auszügen aus meinen Tagebüchern nach Form und Inhalt

* Veröffentlicht durch das Zentral-Komité. Berlin 1900. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.

M250401

möglichst an die stets unter dem ersten Eindrucke der Geschehnisse gemachten Aufzeichnungen. Liegt es mir doch vollkommen fern, in den folgenden Blättern objektiv die Geschichte des Feldzuges, den ich zum wichtigeren Teil mitmachen durfte, zu schildern. Obigem gemäß wünsche ich vielmehr durch dieselben Fachgenossen und Freunden, all' denen, welche Anteil an dem Wirken des Roten Kreuzes im Kriege nehmen, die es interessiert, zu erfahren, welche Eindrücke und Erfahrungen aus diesem Kriege man in der mir übertragenen verantwortungsreichen, aber hoch interessanten Thätigkeit bekam, welche Aufgaben und Arbeiten mancherlei Art diese mit sich brachte, einen Ersatz für ausführliche Briefe und mündliche Erzählungen zu geben. Mein Wirken in der Oberleitung der 3 Expeditionen — insgesamt 8 Ärzte, 8 Schwestern und 15 Pfleger — die nach einander hinausgesandt wurden, führte mich mannigfach kreuz und quer durch die beiden Boeren-Republiken und die Kapkolonie, auf die Kriegsschauplätze im Westen und Süden und brachte mich in engste Berührung mit maßgebenden Persönlichkeiten sowie zahlreichen Kämpfern und Einwohnern des Landes, ließ mich teilnehmen an mancherlei Ereignissen, welche die Markſteine in diesem Verzweiflungskampfe der Boeren um ihre Freiheit bildeten, diesem Kampfe, auf den ein nicht geringer Teil Europas bei seinem Ausbruche mit den wärmsten Sympathien für das kleine Boerenvolk blickte. So wird es manchem Leser vielleicht nicht uninteressant erscheinen, zu sehen, welche Eindrücke sich mir in dieser meiner Stellung boten. Vollkommen ohne weitere Instruktionen und Reglements, nicht wie sonst in ähnlicher Stellung eine feste Organisation des Sa-

nitätsweſens in unſerem Sinne beſonders beim Freiſtaate vorfindend, an die ich unſere Thätigkeit hätte angliedern können, den betreffenden Regierungen direkt unterſtellt, ſelbſt von den Heerführern nur wenig in der Auswahl unſerer Thätigkeitsorte u. ſ. w. unterſtützt, nur ſelten von ihnen über ihre Pläne und Abſichten unterrichtet, erwuchs mir die für einen Sanitätsoffizier hochintereſſante und lehrreiche Aufgabe, aufs Beſte unterſtützt von den Herren Ärzten, welche mit hinausgeſandt waren, ſelbſtthätig in einem fremden, unbekannten Lande, angewieſen auf höchſt mangelhafte Karten, für unſere möglichſt zweckentſprechende und ergiebige Verwendung Sorge zu tragen, weite Reiſen und Märſche allein und mit dem Perſonal und großem Troß hierzu zu unternehmen, geeignete Ortſchaften und Gebäude für unſere Lazarete auszuwählen und herzurichten, Verwaltung, Kaſſenweſen und Verpflegung zu regeln und ſicher zu ſtellen. Sollte es unbeſcheiden ſein, wenn ich verſuche, meine diesbezüglichen Erfahrungen und Erlebniſſe dem Kameradenkreiſe, allen denen, die ſich für dieſe ärztliche Thätigkeit im Kriege intereſſieren, zugängig zu machen?

25./10. Heute durchläuft die Zeitungen die Nachricht, daß das deutsche Rote Kreuz damit beschäftigt sei, Abordnung von Ärzten und Pflegepersonal zusammenzustellen, die sich mit dem Anfang November fälligen Dampfer nach Süd-Afrika begeben soll, um den Bauern Hülfe im Kampfe gegen England zu bringen. Nach den erhaltenen Andeutungen darf ich wohl erwarten, daß ich zu dieser Abordnung gehöre. Wann werde ich Sicheres erfahren?

26./10. Siegesnachrichten der Engländer stellen sich doch meist als übertrieben heraus, dagegen wird jetzt bekannt, daß die Boeren dieselben bei Ladysmith eingeschlossen, bei Dundee festgekehrt haben, muß doch ein tüchtiges Volk sein.

27./10. Früh auf, da ich um $^1/_2$6 Uhr bereits an Bord sein muß, denn S. M. S. Sachsen verholt heute nach dem Kohlenhof. Hier faßte ich vor 18 Tagen den folgenschweren Entschluß, wird er nun zur Ausführung kommen? Seit Jahren habe ich mich nun mit der Kriegschirurgie mit Vorliebe beschäftigt, werde ich jetzt Gelegenheit haben, einen Feldzug mitzumachen, Wunden des Krieges zu sehen und zu heilen? Das, was ich vor 3 $^1/_2$ Jahren bei meiner Anwesenheit in Havanna während des Aufstandes davon sah, gab einem doch kein rechtes Urteil. Jetzt aber könnte man wohl ein solches über die Wirkung der Kleinkalibermantelgeschosse bekommen, diese mit den Ergebnissen der

Schießversuche vergleichen. Lazarete giebt es einzurichten, in ihnen den Verwundeten Hülfe zu leisten, einem uns allen so sympathischen Volke nach schwachen Kräften beizustehen. Wohl dem, dem es vergönnt, hieran teilzunehmen. Nach den heutigen Zeitungen wird Kapitän Scheibel nach Natal gesandt, um bei der dortigen Truppenausschiffung Erfahrungen zu sammeln, hoffentlich werden auch wir uns die dort reichlich zu erwartenden wichtigen Ergebnisse nicht entgehen lassen. — Während wir bei Tisch sitzen, wird mir eine Depesche gebracht, die Bestätigung meiner Hoffnungen, ich soll zur Teilnahme an der Expediton nach Süd-Afrika nach Berlin kommen, aber noch darf ich nichts davon verlauten lassen, da die Depesche vertraulich ist. Nur dem gegenüberstehenden ersten Offizier, der aus dienstlichen Gründen von meinem Plane Kenntnis erhalten und freundlich an meinen Hoffnungen und Besorgnissen teilgenommen, reiche ich die Depesche hinüber. Ein stummer Blick und die erste halbe Flasche Sekt wird getrunken. Wie manche andere folgt. Plötzlich stürzt nachmittags der Adjudant zu mir — Herr Stabsarzt Sie gehen nach Transvaal — Schreiben des Generalstabsarztes der Marine an die Kommandobehörden des Geschwaders, ob der alsbaldigen Beurlaubung zu diesem Zweck etwas im Wege steht — nein, alle haben sich einverstanden erklärt und der wohlwollende Chef des Stabes für schleunigen Umlauf des Schreibens gesorgt. Einer nach dem anderen von den Messekameraden findet sich ein, um Glück zu wünschen und ein Glas auf guten Ausgang zu trinken. Mancher ginge wohl gern mit, denn weit verbreitet ist ja die Begeisterung für das kleine Volk, das unten tief im Süden die Waffen gegen den

mächtigen Feind erhoben. Kaum habe ich mich in meine Kammer zurückgezogen, um mit dem Räumen der erst so kürzlich bezogenen zu beginnen, da läßt sich ein Matrose melden — Herr Stabsarzt, wenn der Bursche nicht mit will, ich gehe gern mit als solcher nach Süd-Afrika! — Ja, mein Junge das giebt es nicht, im Kriege da unten da giebt es keine Burschen, da wird es wohl heißen, selber die Stiefel zu putzen, oder noch besser ihnen ihre Naturfarbe zu lassen.

28./10. Gehe noch einmal als Schiffsarzt S. M. S. Sachsen in See, dieses Mal nur in die friedliche Wyker Bucht, das nächste Mal trägt uns das Schiff hinaus einem fernen Ziele, einem fernen Kriege entgegen. Der Vormittag vergeht mit Dienst und Packen, da kommt mittags vom Bülker Leuchtturm herüber das Signal: „Matthiolius ist anzuweisen, sich Montag den 30. um 10 Uhr beim Generalstabsarzt zu melden, kann derselbe kommen? Drahtantwort" — Antwort „Matthiolius kommt." Nun aber schnell von Bord, um noch die Meldungen machen zu können. Da wir uns so wie so dem Hafen nähern, wird ein Kutter zur Verfügung gestellt. Hinein die Koffer, hinein der Bursche, der Assistenzarzt übernimmt, wie schon vorbereitet, den Dienst. Ein letztes Glas, ein letzter Händedruck in der Messe, die mir trotz der kurzen Zeit lieb geworden, die auf längere Zeit meine Heimat sein sollte und die ich nun so schnell wieder verlasse. „Melde mich gehorsamst nach Berlin kommandiert, Herr Kapitän"! — „Danke sehr, lassen Sie sich nicht anschießen da unten." Fort geht es dem Lande entgegen. Auch dort sind die Meldungen bald erledigt. Große Überraschung im Kameradenkreise.

Zu meiner Freude aber sehe ich, daß man mir den ehrenvollen Auftrag gönnt, möchte auch mancher lieber selbst an meiner Stelle sein. Nun aber schleunigst eine Depesche nach Hause, daß ich morgen komme, ein verständigender Brief ist gestern vorangegangen. Dann an's Packen der Sachen an Land, die Wohnung zu räumen fehlt die Zeit, behalten wir sie also, dafür ist es Krieg. Einen größeren Gepäckwagen muß ich mir auch noch bestellen, ja wenn nur nicht morgen Sonntag wäre, doch in einer Marinegarnison wird man wohl auch an einem Sonntage mobilmachungsmäßig abreisen können, es muß gehen und es geht. Noch einmal kommt eine Depesche, dieses Mal von Zentral-Komité der deutschen Vereine von Roten Kreuz, sie bringt die offizielle Bestätigung der Abfahrt am 4. November von Neapel und die Zusammensetzung der ersten Expedition. Nach alter Erfahrung macht Packen Durst, da ist es gut, daß heute Sonnabend ist, also für den Abend allwöchentliche Vereinigung bei Arp winkt. Wie lange werde ich ihr, kaum zurückgekehrt, wieder fern bleiben müssen, also wollen wir noch einmal im Kameradenkreise ein Faß des edlen Gerstensaftes leeren, das nirgends in Kiel so gut schmeckt, als dort im ruhigen Hinterstübchen, dessen Stammtisch schon so lange Jahre uns Marine-Ärzte vereint, schon so viele von uns hat herausgehen, so viele aus allen Weltteilen wiederkehrend gesehen hat, das schon so manchem von uns im heißen bierlosen Süden als freundliche Fata morgana erschienen.

29./10. Schluß mit dem Packen, ein guter Freund wird sich manchmal nach dem Zurückgelassenen umsehen und fort bringt mich der Schnellzug nach Berlin, wo ich am Bahnhofe von den Eltern empfangen werde. Da es zu

spät geworden wäre, nach einem Hotel zu suchen und dann nach Potsdam zu fahren, sind sie herübergekommen, um die große Neuigkeit ausführlich zu erfahren und zu besprechen.

30./10. Melde mich zur befohlenen Zeit beim Herrn Generalstabsarzt, woselbst mir mitgeteilt wird, daß ich zur Leitung der Expedition mit vollem Gehalt beurlaubt würde und mich betreffs des Weitern bei dem Zentral-Komité in der Wilhelmstraße vormittags zu melden habe. Dr. K. treffe ich bereits beim Generalstabsarzt. Wir gehen zusammen zum Zentral-Komité, uns lächelnd daran erinnernd, wie wir vor einem halben Jahr gelegentlich des Chirurgen-Congresses neben einander gesessen und uns von Kriegschirurgie unterhalten, ohne eine Ahnung davon, daß wir solche so bald praktisch mit einander treiben sollten. Im Zentral-Komité treffen wir noch Dr. H. und melden uns zunächst beim Generalsekretär Herrn Generalarzt a. D. Dr. Lieber, der uns alsbald dem Vorsitzenden Herrn Kammerherrn Baron von dem Knesebeck vorstellt. Eine Sitzung des Zentral-Komités unter Leitung dieses Herrn schließt sich an, in welcher wir mit Art und Umfang unserer Aufgabe bekannt gemacht und etwaige Wünsche betreffs derselben äußern dürfen. Man gewinnt sofort den Eindruck, daß es sich um ein wohlgeplantes und vorbereitetes, großartig angelegtes Unternehmen handelt. Unter Berücksichtigung des Hauptzweckes, dem Boerenheere — England hatte solche dankend abgelehnt — im Kriege mit Lazarett pp. Hülfe zur Seite zu stehen, wird uns in der Ausführung dieser Aufgabe vollständig freie Hand gelassen. Reichliche Mittel stehen Dank der Opferwilligkeit des deutschen Vol-

kes, das in allen Orten seine Gaben hierzu beigetragen hat, zu Gebote. Wenn auch die Verantwortung für mich dadurch eine um so größere wird, daß mir nur ganz allgemeine Gesichtspunkte als Richtschnur gegeben werden, und ich mir der daraus entstehenden Schwierigkeiten wohl bewußt bin, so wird doch die Aufgabe gerade durch diese Selbständigkeit, durch die Notwendigkeit durchweg eigener Erwägungen und Entschlußfassung um so reizvoller. Unsere Aufgabe soll sein: Auf dem Kriegsschauplatze je nach Vereinbarung mit den Konsuln in Transvaal oder Orange-Freistaat ein Lazaret von etwa 100 Betten zu errichten, unter Umständen aber auch anderweitig Ambulanzhülfe zu leisten. Auf unsere Bitte wird uns in liberalster Weise ein Röntgen-Apparat und eine photographische Ausrüstung bewilligt. Nach der Sitzung bestellen wir uns persönliche Ausrüstung, da wir nicht in unserer Uniform reisen, vielmehr eine Art Rote-Kreuz-Uniform unter Anlehnung an diejenige der westafrikanischen Schutztruppe tragen sollen, Kaki-Anzüge für die wärmere, — Kord- für die kühlere Jahreszeit, dazu Mütze und großer Schlapphut mit Kokarde, als Waffe die Mauser-Selbstladepistole. Abends bleibt noch Zeit zu einem kurzen Abschiedsbesuch zu Hause in Potsdam.

31./10. Weitere Besprechung über Ausrüstung im Zentral-Komité sowie über persönliche Gebührnisse der Einzelnen. Auch deren Regelung bleibt mir mit Rücksicht auf den fernen und fremden Schauplatz unserer Thätigkeit überlassen. Mache bei der Vorsitzenden des Deutschen Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien, Ihrer Exzellenz Gräfin Monts, der Gemahlin unseres alten Kommandierenden

meinen Besuch. Besprechen einige Punkte bezüglich der Kleidung pp. der Schwestern, welche dieser Verein der Expedition mitgeben will. Der Gedanke, mit Schwestern grade in diesem Krieg zu den Boeren zu gehen, erscheint mir doch etwas befremdend. — Trifft sich günstig, daß heute grade auf der alten Studentenkneipe Antrittskommers, da kann ich doch einmal wieder einen solchen mitmachen, mit den alten Vereinsbrüdern und dem jungen Nachwuchs noch einmal einen urkräftigen Salamander reiben, noch einmal mich wie einst so oft an den alten schönen Kommersliedern erfreuen und begeistern.

1./11. Morgens werden uns im Zentral-Komité die 5 Pfleger, welche die Genossenschaft freiwilliger Krankenpflege im Kriege mitsenden will, vorgestellt. Zum Glück ist ein Rechnungsführer dabei, der mit der Buchführung Bescheid weiß, bei den großen Geldsummen, die uns mitgegeben werden, wäre es doch unangenehm, auch noch die ganze Verantwortung für die Buchführung im Einzelnen zu tragen. Dann besorgen wir uns zunächst nicht ganz ohne Schwierigkeiten, die aber bald gehoben werden, als das Polizeipräsidium telephonisch von unserer Bestimmung unterrichtet wird, unsere Auslandspässe. Suche den holländischen Gesandten auf, um mir etwaige Empfehlungen mitgeben zu lassen. Se. Exzellenz entsinnt sich gütiger Weise meiner noch aus dem Jahre 93 auf S. M. S. Loreley und in seinem Hause in Konstantinopel und verspricht mir, ein Empfehlungsschreiben an den Leiter der holländischen Expedition vom Roten Kreuz, die mit uns auf gleichem Dampfer gleichem Ziele entgegenfahren soll.

2./11. Müssen auf der Seehandlung 24 mal unsere Name

schreiben behufs Identifizierung unserer Unterschrift bei den verschiedenen Banken, auf die unsere Kreditbriefe lauten sollen, eine harte Arbeit. Im Zentral-Komité wird uns dann von Herrn Apotheker Dr. Lutze die Ausrüstung mit Arznei, Verbandmitteln, Instrumenten und eisernen Rationen vorgestellt, alles sehr übersichtlich und kompendiös, die Verbandmittel fast durchweg gepreßt, die Arzneimittel in Tabletten, die sich, wie man uns zeigt, zumeist leicht lösen. Auch die Anfertigung der Überkisten sehen wir uns an, mit denen diese auf Rollen ruhenden großen Kisten für den Seetransport versehen werden sollen, sehr fest und praktisch, an den Seiten mit Gasrohr als Handhaben versehen. Der Nachmittag wird der Besorgung eigener kleiner Ausrüstungsergänzungen gewidmet, eine Strapazier-Uhr darf dabei nicht fehlen, damit die gute zur Schonung zu Hause bleiben kann.

3./11. Im Zentral-Komité werden die mitgehenden Schwestern vorgestellt, ebenso stellen sich die Pfleger in Uniform vor. Unvermeidlich ist es natürlich auch, daß wir uns gemeinsam photographieren lassen müssen — ob dies wohl noch öfters der Fall sein wird? Noch habe ich immer keinen Urlaub, heute aber kommt Befehl von Majestät, daß die Expedition hinausgehen soll. Daraufhin Urlaub erhalten, Meldungen gemacht und geschrieben. Mittags noch einmal mit Eltern gegessen, dann Abschied von Mutter und Schwester, es ist ja nicht das erste Mal, daß Länder und Meere uns längere Zeit trennen werden, das erleichtert den Abschied wohl, aber etwas Anderes ist es dieses Mal doch. Nachmittags findet feierliche Einsegnung der Schwestern in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche statt, zu welcher wir eingeladen sind. Eine unendliche Menschenmenge füllt das weite schöne Gottes-

haus als wohlthuendes Zeichen der Teilnahme, welche man unserer Expedition widmet. Nach der feierlichen, ernsten Handlung, die wohl jedem zu Herzen gehen mußte, hat Ihre Hoheit die Herzogin Johann von Mecklenburg die Gnade, uns in der Sakristei einige gütige Abschiedsworte zu sagen. Im Anschlusse daran nahmen wir an einem Abschiedsessen des Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien teil.

4./11. Den letzten Koffer gepackt. Fahren gemeinsam nach Wildpark, dort erwarten uns königliche Equipagen, um uns nach dem Neuen Palais zu bringen. Zu unserer großen Freude hat Se. Majestät der Kaiser die Gnade, uns zu empfangen. Für jeden von uns hat derselbe einige gütige Worte. Wie sehr auch den hohen Herrn unsere Aufgabe interessiert, das sagen uns seine an mich gerichteten Abschiedsworte, ja eifrig Erfahrungen zu sammeln und zu berichten. Zurückgekehrt nach Berlin heißt es vor allen Dingen, das im Kriege bekanntlich noch mehr als anderswo unentbehrliche Geld zu empfangen. Kreditbriefe, Papiere und dann Gold und abermals Gold — die Taschen fassen es nicht. Ein schönes Vergnügen, so plombiert durch Italien, das Land der Räuber und Abruzzen, zu fahren. So mit dem Notwendigsten zur Kriegführung versehen, schließen wir ab mit Berlin. Der Mittagstisch der Berliner Kameraden bietet noch einmal Gelegenheit, im Marinearztkreise Abschied zu nehmen. Eine unendliche Zahl von Freunden und Bekannten der einzelnen Mitglieder hat sich auf dem Anhalter Bahnhofe versammelt. Auch das Zentral-Komité und Vertreter der Vereine haben es sich nicht nehmen lassen, hier zu erscheinen. In fürsorglichster Weise sind Plätze für

uns im durchgehenden Wagen nach Rom belegt, unser Gepäck untergebracht, so daß wir die letzten Minuten ungestört den Unsern und unseren Freunden widmen können. Ein letzter Händedruck Vater, den Freunden, ein letzter Dank den Herren vom Komité und allen, die für uns gesorgt, fort brauſt der Zug in die Nacht hinaus, begleitet von den Klängen des „Bemoster Bursche zieh' ich aus" eines Berliner Vereins. Vor 16 Jahren sang auch ich als junger Fuchs dies Lied zum ersten Male einem scheidenden alten Herrn, der damals gleichem Ziele wie ich — Transvaal — zustrebte, und der hochselige Prinz Friedrich Karl, der im gleichen Zuge ohne unser Wissen war, schaute nicht wenig verwundert ob dieser eigenartigen Ovation zum Fenster hinaus. Diese Erinnerung gab den Gedanken unwillkürlich eine andere Richtung.

5./11. Bei unserer Ankunft in München ergiebt sich die erste Schwierigkeit. Händeringend erklären uns die bayrischen Bahnbeamten, daß der Wagen mit unserem großen Gepäck: 24 schwere Kisten und 21 Koffer, von den österreichischen Bahnen nicht übernommen werden würde, da demselben die dort unentbehrliche Vacuumbremse fehle. Was thun? Bis zur Abfahrt des Zuges ist nur wenig Zeit, sollen wir hier schon auf der ersten Station Schiffbruch erleiden? Einige bittende Worte bewegen die Beamten, schnell dem guten Zweck Rechnung zu tragen. Im Umsehen ist eine Schar Arbeiter herbeigeschafft und Dank der handgerechten Anordnung unserer Überkisten mit ihren Griffen die gesamte Ausrüstung in einen anderen Packwagen, der auch vor den Augen der österreichischen Beamten Gnade finden wird, übergeladen. Begleitet von den freund-

lichen Wünschen unserer Helfer gelingt es uns so, fahrplanmäßig weiter zu kommen. Freilich macht man uns in Kufstein, das wir in Folge des mitgegebenen Empfehlungsschreibens der österreichischen Botschaft ohne alle Zollschwierigkeiten passieren, darauf aufmerksam, daß unser nunmehriger Gepäckwagen noch nicht ganz vorschriftsmäßig geladen sei, da er etwas nach vorn herunterdrücke; läßt uns aber doch damit weiter. So ganz gewachsen scheinen preußische und bayrische Bahnen also doch den österreichischen Ansprüchen nicht zu sein. Auch an der italienischen Grenze in Ala verfehlt das für uns besorgte Schreiben der italienischen Botschaft seinen Zweck nicht, auch hier werden wir von allen Zollformalitäten befreit. Da auch die Schwestern, mit Rücksicht darauf, daß der Schlafwagen erst gegen 1 Uhr nachts an unseren Zug kommt, auf den ihnen angebotenen Schlafabteil verzichten, bedarf es einiger Arrangements mit den übrigen Mitreisenden. Durch deren freundliches Entgegenkommen gelingt es, den vier Schwestern mit einer anderen Dame den Nichtraucherabteil der 2. Klasse zu sichern. Wir Ärzte haben jeder eine aus je einem breiten und einem schmäleren Sitzplatz bestehende Hälfte eines Abteils 1. Klasse für uns, deren breitere Plätze wir uns vorsorglich auf unserer Platzkarte hatten vermerken lassen. Auch die Pfleger sind ganz gut in der 2. Klasse untergebracht, so scheint auch diese Nacht friedlich verlaufen zu wollen. In Modena 1 Uhr nachts aber lebhaftes Getöse, der anschließende Zug ist angekommen und schon stürzen die Fluten, diesmal nicht des Meeres, sondern der Mitreisenden herein. Während mir vollberechtigter Weise der Ehemann eines auf mich eindringenden Hochzeitsreisepärchens

den mir nicht zustehenden schmalen Platz meiner Abteilshälfte abnimmt, weiß sich auch das schwache Geschlecht zu helfen. Ein mir auf den Schoß geschleuderter Photographenapparat scheint ihr Grund genug zu der Behauptung, daß dieser Platz — sie meint augenscheinlich denjenigen, auf dem ich sitze — von ihr nunmehr belegt sei. Eben überlege ich noch, ob ich ihr den unanfechtbaren Grundsatz des beati possidentes entgegenhalten, auf mein gutes Recht verzichten, oder aber ruhig abwarten soll, ob sie sich ihr Recht ersitzen wird, da belehren mich Notschreie aus dem Nebenabteil, in dem die Schwestern untergebracht, daß auch dort nicht alles ganz friedlich abzulaufen scheint. Also zunächst einmal heraus, dort steht ein, im Übrigen ganz friedfertiger Herr, der sich nur nicht von dem Gedanken abbringen lassen will, daß er in dem Nichtraucherabteil einen Platz bekommen könne. Leider sind meine italienischen Kenntnisse etwas sehr mangelhaft, während mein Gegenpart keine andere lebende Sprache zu sprechen scheint. Wozu wären denn aber die Gebärden, wenn sich mittelst ihrer nicht Angehörige zweier zivilisierten Nationen verständigen könnten. Mit einigen solchen gelingt es mir denn auch, unter begleitendem beschwichtigenden piano! piano! den Eindringling, der ja im Übrigen in seinem guten Rechte ist, zu einigem Warten zu veranlassen. Mittlerweile ist drinnen durch anderweitige Verteilung Platz geschaffen und hier der Konflikt zur Zufriedenheit gelöst. Zurückkehrend aber zu meinem Platz, finde ich dort nur ein kleines Eckchen übrig. Was hilft es, meine angeborene Schüchternheit Damen gegenüber verbietet mir, mich gegen den weiblichen Teil des hochzeitsreisenden Paares weiter aufzulehnen, und der

Mann? Soll ich mich an ihn betreffs Schadloshaltung wenden? Nach dieser Kraftleistung seiner besseren Hälfte glaube ich, wird er der gerechten Strafe dafür, daß er durch diese Reise in meine Rechte eingegriffen, im weiteren Leben nicht entgehen, und so überlasse ich denn ihn dieser, mich stiller Resignation, indem ich des schönen Liedes gedenke: Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn etc.

6./11. Mittags in Rom statt der erhofften Mittagspause schleuniges Umquartieren der ganzen Gesellschaft in einen anderen Zug. Wird auch unser Gepäckwagen mitkommen? Das ist nach diesem meine Hauptsorge. Feierlich schwört mir ein Bahnbeamter auf meine sorgende Frage darnach, daß dieser bereits mit der ersten Hälfte des von hier nach Neapel geteilten Zuges vorangegangen sei, da entdecken meine suchenden Augen denselben auf einem Nebengeleise. Glücklich gelingt es mir, dieses Sorgenkind wieder in unseren Besitz, will sagen, an unseren Zug zu bringen, da ist auch die Zeit des „Mittagsaufenthaltes" vorbei. Zum Glück werden Körbchen mit kalten Speisen und altbeliebtem Chianti auf dem Bahnsteig feilgeboten. Schnell ist ein solches erstanden und stellt auf der Weiterreise das fast schon gestörte Gleichgewicht des hungernden Magens wieder her. Als Reisegesellschaft haben wir in unserem Abteil einige Herren, die gleichfalls nach Afrika wollen, um dort eine naturwissenschaftlichen Zwecken gewidmete Reise zu unternehmen. Bald sind wir bekannt geworden und so vergeht der letzte Teil der Eisenbahnfahrt schneller als gedacht. Bei unserer Ankunft in Neapel empfängt uns unser liebenswürdiger General-Konsul, den das Zentral-Komité von unserem Kommen in Kenntnis gesetzt. Derselbe hat Für-

sorge für unser aller Unterkommen in einer stillen Pension getroffen.

7./11. Notwendige Besuche und einige Schreiberei erledigt, alte Bekannte aufgesucht.

8./11. Erkundigen uns auf der Agentur der Ost-Afrika-Linie nach den für uns bestellten Plätzen, bekommen unsere Fahrscheine, auf denen ausführlich die Pflichten der Mitreisenden auseinandergesetzt sind, während von deren Rechten nicht viel die Rede ist. Der Dampfer soll sehr überfüllt sein, was keine sehr guten Aussichten für bequeme Plätze giebt, aber was hilft es, zur Bequemlichkeit reist man ja nicht in den Krieg, es wird wohl manchmal schlimmere Schlafplätze für uns geben, als sie ein überfüllter Dampfer bietet. Noch einmal wird uns durch eine Einladung des General-Konsuls Gelegenheit geboten, im trauten deutschen Heim vereint zu sein. Nach dem Frühstück daselbst stellt sich eine Abordnung der italienischen Vereine vom Roten Kreuz ein, um uns zu begrüßen und freundliche Wünsche mit auf den Weg zu geben, in einigen französischen Worten drücke ich ihnen unseren Dank aus. Inzwischen ist unser Dampfer — der Reichspostdampfer König — eingetroffen und das schwierige Werk der Einschiffung unserer großen Gesellschaft beginnt. Schnell sind die nötigen Droschken vorgefahren, etwas weniger schnell der Abschied nach dem alten Wort — Wenn Damen auseinandergehn, so bleiben sie noch lange stehn — bewerkstelligt, es bedarf doch einiger mahnender Worte, ehe alles untergebracht ist und die stattliche Kavalkade sich durch das Dunkel der mittlerweile hereingebrochenen Nacht in Bewegung setzt. Zwei Boote nehmen uns am Hafen auf und bringen uns an Bord, wo nach

einigen Schwierigkeiten alle Teilnehmer leidlich untergebracht sind. Auch unser Gepäck ist rechtzeitig eingetroffen, so ist denn für die nächste Zeit die Sorge um alles beseitigt, nach Afrika kommen wir nun und dort wird sich das Übrige finden.

9./11. Warten noch etwas auf die Post, so können sich die Neulinge in der Seefahrt etwas auf dem Schiff zurecht finden und wir alle uns mit den anderen Mitreisenden bekannt machen. Um 10 Uhr erfolgt dann die Abfahrt von Europa. Wird es uns gelingen, unsere Arbeit, zu der wir hinausgesandt, so zu vollbringen, wie man es von uns erwartet? Werden alle, die mit mir heute hinausgehen, auch gesund und wohlbehalten zurückkehren? — Mache mich den Herren von der holländischen Ambulanz bekannt und übergebe meinen Empfehlungsbrief dem Leiter derselben, der längere Zeit in Transvaal gelebt hat und nun unsere Bekanntschaft mit einigen Transvaalern vermittelt, die in ihre Heimat zurückkehren, um am Kriege teilzunehmen. Durch Unterhaltung mit denselben wollen wir versuchen, uns im Voraus etwas mit den Verhältnissen des Kriegsschauplatzes bekannt zu machen und einige Kenntnisse der Landessprache zu gewinnen. Dieselbe ist eine dem Plattdeutschen noch näherliegende und darum uns leichter verständliche Mundart des Holländischen. Auch unsere Reisebegleiter von Rom nach Neapel können wir wieder begrüßen und unsere Reisebekanntschaft erneuern um so mehr, da wir Tischnachbarn sind.

10./11. Die für heute angesetzte Impfung gegen Pocken müssen wir einige Zeit aufschieben, da sich unter unserem Personal die Einwirkung der immer bewegteren See be-

merkbar zu machen beginnt. Auch unter den übrigen Passagieren scheint das Mal du mer seinen Siegeszug zu halten, denn bei Tische sehe ich viele, die nicht da sind, und von denen, die da sind, hätte mancher sich besser nicht gezeigt, denn mit des Geschickes Mächten u. s. w. Hier und da verläßt einer und der andere Passagier in beschleunigtem Tempo verhüllten Antlitzes den Speiseraum und — kehrt nicht wieder. Was stramme Selbstzucht gerade bei diesem Übel vermag, sehe ich heute einmal wieder an 4 Schwestern vom sacré coeur. Dieselben sitzen unentwegt mit ihrer Handarbeit zusammen, und ob man auch der einen und anderen ansieht, wie schwer es ihr wird, sie weichen und wanken nicht.

13./11. Laufen gegen 10 Uhr in die Molen von Port Said ein, vorbei an dem neuen Standbilde von Lesseps, das einen der anwesenden Franzosen zu einer begeisterten Schilderung an seine Zeitung veranlaßt: „Thränen hätten uns allen beim Anblick dieses Mannes in den Augen gestanden". Dagegen meint einer der Mitreisenden prosaisch, vielleicht wäre es besser für Lesseps gewesen, wenn er am Schlusse seiner Lebenszeit diese Begeisterung hätte persönlich und in greifbarerer Form genießen können. Der Herr Konsul, an den uns das Zentral-Komité empfohlen, sucht uns auf und erkundigt sich nach unserem Befinden, um darüber nach Berlin zu berichten. Unter Besuch und Gegenbesuch vergeht fast die Zeit unseres Aufenthaltes. In kurzem Gange durch die Straßen frische ich meine Erinnerung an diesen Wüstenort auf, trinke wieder einmal einen türkischen cave schekerli (süßen Kaffee), während der unvermeidliche Stiefelputzer meine Füße bearbeitet — zum einst so viel gepflegten Nargilehrauchen reicht die Zeit nicht. Bei dieser Prozedur tritt mir

der einäugige Junge aus Alexandrien lebhaft vor Augen, der mich während eines fast 14tägigen Aufenthaltes dort 1893 mit fabelhafter Ausdauer verfolgte, sobald ich an Land kam. Wo ich auch immer vor einem der Kaffees oder Restaurants Platz nahm, war er zur Stelle und putzte meine Schuhe. Widerstand gab es nicht. Mit so rührend schelmischem Blick wußte er mich anzusehen, daß ich mich immer wieder seiner Behandlung unterwerfen mußte. Freilich war er in seinen Preisen auch bescheidener als sein Kollege in Havanna, der mit 50 Pfennigen für die gleiche Mühe sich nicht genug entschädigt glaubte, für die er dankbar die kleinste Kupfermünze einsteckte und nur noch um etwas Bakschisch bat. Beim Konsul erfahre ich, daß nun endlich Samoa an Deutschland kommen soll, als Neuestes aus Europa. Bei meinem alten Cigarettenlieferanten dort an der Ecke am Kanal versorge ich mich mit reichlichem Vorrat, auch Simon Arzt ist nicht zu umgehen, da ich mir noch den unvermeidlichen Tropenhut erstehen muß und in seinem Laden bekanntlich alles zu haben ist, sogar Deutsch gesprochen wird. Schöne Fahrt durch den Suezkanal.

14./11. Bei Ankunft in Suez sucht uns auch der hiesige deutsche Konsul auf, leider kann ich ihm keinen Gegenbesuch machen, da das Schiff nur in Eile Kohlen nimmt und sonst kein Verkehr mit dem etwas fern gelegenen Lande ist. — Auf dem englischen Kriegsschiffe, das „zufällig" mit uns gleichzeitig aus Port Said abgegangen ist, scheint eigenartiger Maschinenbetrieb zu sein. Bald fährt es schnell, bald langsam, am Tage verschwindet es am Horizont, um in der Nacht unmittelbar bei uns wieder aufzutauchen. Während wir liegen, fährt es uns gar unmittelbar beim Bug vorbei,

wie leicht könnte ihm ein Unglück passieren, wenn unser Kapitän etwas unvorsichtig voraus ginge.

19./11. Bei der Ankunft in Aden berühmte Gesundheitskontrolle der Passagiere, habe dies bisher nur in englischen Häfen kennen gelernt, daß der Gesundheitsbeamte sich nicht mit pflichtgemäßer Versicherung des Schiffsarztes begnügt, sondern selbst eingehende Besichtigung vornimmt, auch dieser Herr kriecht im ganzen Schiff herum. Bei meiner Meldung auf dem hier liegenden „Seeadler" erzähle ich dem Kommandanten von den eigenartigen Fahrkünsten des englischen Kriegsschiffes, das auch fernerhin sein Verfahren beibehalten hat und soeben vor Anker geht. Auch unser Kapitän bestätigt meine Beobachtungen, betreffs deren uns jedoch der Kommandant nach einem Besuch auf dem Engländer erzählt, daß derselbe nicht beabsichtige, uns fernerhin zu begleiten, sondern hier zu bleiben.

22./11. Lerne durch unsern Kapitän einen Hauptmann von den Royal Rifles kennen. Derselbe kommt aus Indien und hat sich in Aden von seiner jungen Frau getrennt, die ihn bis dort begleitet, um nun nach England zu gehen. Er selbst ist auf den Kriegsschauplatz beordert, ein stattlicher schöner Mann von sympathischem bescheidenen Wesen. Wird auch er, wie so viele seiner Kameraden, den nie fehlenden Kugeln der Bauern zum Opfer fallen? Dieser Gedanke kommt mir unwillkürlich, während ich mit ihm spreche, er sich von mir eine kleine Broschüre über die Mauserselbstladepistole zeigen läßt.

23./11. Im Gegensatz zur herrschenden Temperatur mahnt das Datum daran, die Weihnachtspost fertig zu machen, sollen die Lieben in der Heimat dieselbe rechtzeitig erhalten;

ſo ſitze ich denn und ſchreibe eifrig, während wir ſanft über den Äquator dahingleiten.

25./11. Ankunft in Tanga. Lerne Stabsarzt der Schutztruppe und Bezirksrichter, die an Bord gekommen, kennen. Arzt zeigt uns das freundlich im üppigen Grün gelegene ſchöne Lazaret, in dem unſere Schweſtern Gefährtinnen vom Frauen-Verein begrüßen, die hier die Kranken pflegen. Dann machen wir einen Gang durch den Ort, die ſchönen Anlagen am Meeresſtrande, in denen auch das Kaſino der Beamten, ein altes Fort aus der Wißmann'ſchen Zeit ſowie das Denkmal der Marine für unſere hier in jenen Kämpfen Gefallenen gelegen iſt und von uns beſucht wird. Der Abend vereint uns zum Eſſen in dem gemütlichen Kaſino, zu deſſen geöffneten Thüren die kühlende Seebriſe hereinſtrömt. Ein wunderſchöner Blick von hier über das Meer und den tropiſchen Himmel in ſeiner glänzenden Pracht. Nach dem Eſſen begeben wir uns alle noch zu dem von unſerer Bordkapelle vor dem Hotel veranſtalteten Konzert, das ganze Tanga verſammelt, wobei die rieſigen farbigen Polizeiſoldaten mit großer Würde für Ordnung ſorgen, und kehren dann an Bord zurück.

26./11. Kurze Fahrt nach Sanſibar. Gehen unfern des noch heute mit ſeinen Maſten aus der Tiefe als Wahrzeichen hervorragenden, bei der Beſchießung des Ortes von den engliſchen Granaten in den Grund gebohrten Sultanatsdampfers zu Anker. Noch im Untergehen hatte dieſes kleine Holzſchiff auf den übermächtigen Gegner gefeuert, ihm bis zum letzten Atemzuge Trotz bietend. Sind auch die Bauern, zu denen wir ziehen, von gleicher ausharrender, todesmutiger Geſinnung beſeelt, faſt läßt es der bisherige Verlauf

des Krieges, in dem sie mutig nach Natal, in die Kapkolonie hinein überall vorgedrungen sind, erwarten. — Unser freundlicher Konsul, den ich mit dem Kommandanten der hier vor Anker liegenden „Schwalbe" aufsuche, führt uns durch die Stadt, an dem zerschossenen Sultanatspalast vorbei nach dem herrlich im Grünen weit draußen gelegenen Klub und abends in sein gastliches Heim. Die milde Tropennacht vereint uns auf der Plattform seines Hauses, von der aus er selbst und die deutschen Landsleute dereinst den Flug der verderbenbringenden englischen Granaten beobachtet hatten. Nachher bringt mich der Kommandant der Schwalbe freundlicherweise in seine Gig an Bord zurück zugleich mit einem Kistchen schwerer Weine, seiner Gabe für unsere späteren Patienten.

27./11. Nach abermaliger kurzer Fahrt ist Dar-es-Salaam erreicht, der Sitz unseres Gouverneurs. Nach meiner Meldung bei ihm in seinem schönen, mitten in weiten tropisch-üppigen Anlagen gelegenen Gouvernement, dem schönsten an der ganzen Küste, vor dem ein strammer Doppelposten unserer Schutztruppe schildert, fordert er mich gütig auf, an einer Rundfahrt durch die Kolonie teilzunehmen. Hierdurch habe ich die beste Gelegenheit mich von dem blühenden Zustande zu überzeugen, das großartige, schön am Meeresgestade gelegene Lazaret, das Museum, das schon jetzt in seinem Anfange interessante Auskunft über Produkte und Zustände in der Kolonie giebt, kennen zu lernen. Nach dieser Fahrt durch die glühende Tropensonne empfängt uns wieder die wohlige Kühle des Gouvernements mit seiner großen Vorhalle und Treppenhaus, seinen geräumigen schattigen Zimmern und großen Veranden, auf

denen uns noch vor unserer Weiterreise eine Erfrischung gereicht wird. Für einen Besuch beim Chefarzt der Schutztruppe bleibt leider nur kurze Zeit, doch kann ich den Herrn, der nun schon so lange Jahre unseren Kolonien dient, wenigstens noch begrüßen. Als neuen Passagier finden wir an Bord einen Herrn aus Pretoria, Kaufmann, der hier Kaffee und Zucker aufgekauft hat. Dieser erzählte uns, daß die Antwort der Bauern auf die Anerbietung unserer Roten-Kreuz-Hülfe durch die Zensur in Aden verzögert sei, daß unsere Ankunft sehnlich erwartet würde. Weiter erzählt er von Dr. Hahl, dem einzigen Militärarzt der Boeren von der Transvaal-Artillerie, der in einem der ersten Gefechte gefallen. Gerade als er sich über einen Verwundeten beugte, um ihm zu helfen, drang ihm die tötliche Shrapnelkugel in seinen Rücken. „Mir wird so schwarz vor den Augen", das waren die letzten Worte! — Ein schöner Tod für einen Militärarzt! Auf einer Lafette hat man seinen Sarg hinausgefahren zur letzten Ruhe.

29./11. Lebhafte Debatten mit den holländischen Ärzten über unsere zukünftige Thätigkeit, insbesondere über die Behandlung der Bauchschüsse — glaube nun einmal nicht, daß es angebracht und angängig sein wird, dieselben mit Vorteil auf dem Schlachtfelde zu operieren. Dampfer Kaiser vom Süden kommend, trifft uns vor Mozambique, bringt nicht viel Neues, nur daß die Stimmung der Bauern zuversichtlich und ihre Aussichten ganz gut sind. Die Engländer hätten ihnen gedroht, die Zufuhr abzuschneiden, darauf hätten sie aufmerksam gemacht, daß dann zunächst die englischen Gefangenen hungern müßten. Je länger, je mehr drängt es uns auf den Kriegsschauplatz zu kommen. Diese

lange Zeit vorher, in der man durch Entwerfen von Plänen, vorläufige Arbeitseinteilung, Repetitionen mit dem Personal nur so wenig thun kann, ist eine harte Geduldsprobe.

2./12. Der mit uns herausgekommene neue portugiesische Gouverneur wird in Beira mit großem Feuerwerk — bei Tage! — und Boots-Corso empfangen. Eine echte vom Augenblick geborene Stadt! Alles Wellblechhäuser im tiefen Sande unter glühendster Sonne errichtet. Durch die von gleichem Sande erfüllten schattenlosen Straßen ziehen die Schienen, auf denen von Schweiß triefende Neger die hier die Pferdebahn vertretenden kleinen Wagen, auf denen je 2 Sitzplätze sind, im Trabe dahinschieben. Vom Kriegsschauplatze sind Nachrichten da: die Engländer sollen bei Belmont beim Versuch, nach Kimberley zum Entsatz heraufzurücken, große Verluste erlitten haben. 1500 Lancers sollen die weiße Flagge gezeigt haben, aber von den Bauern ihnen kein Pardon gegeben sein. Diese hätten vielmehr wütend über die Lancers, die bei Elandslaagte nach Verwundeten gestochen, alles niedergemacht. Scheint ja recht milde Kriegsführung zu sein.

3./12. Beira-Post vom 29./11. bringt Zusammenstellung der letzten Gefechte, aus der die Kriegslage etwa am 22. November ersichtlich ist. Danach sind die Engländer westlich bei Kimberley und Mafeking eingeschlossen, ihre Entsatzarmee rückt auf der Bahnlinie Kapstadt-Kimberley vor. Nach Süden sind die Boeren in die Kapkolonie eingedrungen und haben sich in Naauw Poort vor der Bahnkreuzung festgesetzt. In Natal sind die Engländer in Ladysmith scharf belagert, bei Estcourt zusammengedrängt und kämpfen mit den Bauern am Mooi-Revier. Dagegen sollen die Ver-

ſtärkungen der Engländer aus Europa in Kapſtadt eingetroffen ſein.

6./12. Endlich iſt das erſte Ziel unſerer Reiſe erreicht. Der Dampfer fährt ein in die Delagoabay. Schon nähert ſich auch ein Boot mit deutſcher Flagge, in dem ich unſeren Konſul erkenne, auch wiederum ein Bekannter von früheren Reiſen. Zu unſer aller großer Freude teilt er uns ſofort an Bord kommend mit, daß uns hier gar kein Aufenthalt erwachſen würde. Alles ſei im Voraus geregelt, der Gouverneur Alvara da Castro Ferreira habe angeordnet, daß uns keinerlei Zollſchwierigkeiten oder dergleichen bereitet werden ſollen. Begebe mich ſofort auf die Bahn, um unſere Weiterfahrt zu regeln. Auch hier treffe ich freundliches Entgegenkommen. Herr Direktor Albers teilt mir mit, daß, wenn wir uns mit der holländiſchen Ambulanz einigen könnten, er für beide zuſammen am nächſten Morgen vor dem fahrplanmäßigen einen Extrazug laufen laſſen könne und zwar dürfe dieſer ausnahmsweiſe die Nacht durchfahren, was ſonſt aus Sicherheitsgründen unterbliebe. Wir ſind bereit, nach langem Suchen finde ich auch den holländiſchen Verwalter, der glaubt, daß ſie auch morgen mitfahren könnten, teile dies dem Direktor mit, der ſich auch bereit erklärt, unſer Gepäck am nächſten Morgen 5 Uhr verladen zu laſſen, wenn wir es bis dahin am Bahnkai hätten. Mache dann mit dem Konſul beim Generalgouverneur meinen Dankesbeſuch. Derſelbe von Beruf Seeoffizier empfängt mich ſehr freundlich. Während zwei von uns einer Einladung des Konſul in ſein auf der Höhe über der Stadt gelegenes nettes Haus folgen, nimmt ſich der dritte des Gepäcks an. Dank der Unterſtützung des Kapitäns und der Schiffs-

offiziere gelingt es noch in der Nacht alles in Leichter zu bringen.

7./12. 4 Uhr morgens heraus, um selbst die Verfrachtung unserer Ausrüstung zu übernehmen, muß uns doch alles daran liegen, möglichst schnell mit voller Ausrüstung herauf zu kommen. Als ich um 5 Uhr mit dem Leichter im Morgengrauen anlange, ist auch der unermüdliche Direktor Albers mit seinen Arbeitern schon zur Stelle. Schnell geht es an das Werk und in genau einer Stunde sind die 25 großen Kisten und all unsere Koffer und Handgepäck, sogar dasjenige der Holländer mit verladen, so daß, als diese mit unserem Personal bei Sonnenaufgang erscheinen, alles in Ordnung untergebracht ist, der Zug bereit steht. Dieser für jede der Ambulanzen einen bequemen Personenwagen und die nötigen Gepäckwagen enthaltend ist mit riesigen roten Kreuzen geschmückt. Pünktlich um 7 Uhr setzt er sich in Bewegung, den Boeren die ersten Ambulanzen aus Europa zuführend. Um 11 Uhr ist die Grenze erreicht und bei Comati Poort überschritten — wir befinden uns im Lande des Krieges, das zeigt uns gleich der Anblick des Bahnhofes. Da stehen sie schon die wetterharten Gestalten in einfachem Civil-Anzug mit großem Schlapphut, den vortrefflichen Mauser in der Hand; der mit 60 scharfen Patronen gefüllte Gürtel auf der linken Schulter lehrt, daß sie bereit sind, jeden Augenblick für das Vaterland einzutreten. Der greise Feldkornet an ihrer Spitze, dessen blitzendes Auge verrät, daß er auch heute noch wie einst im Basuto- und Freiheitskriege von 1881 seinen Feind zu treffen weiß, heißt uns mit freundlichen Worten willkommen. Zum Glück haben uns unsere Studien der Landessprache auf dem Dampfer so weit gefördert, daß wir seinen Worten in afri-

kanischer Sprache einigermaßen zu folgen vermögen. Als er daher nach seiner kurzen markigen Ansprache zu einem Genossen sich wendet: „Nun sagt Ihr das Deutsch", da ist er augenscheinlich erfreut zu hören, „ist nicht nötig, wir haben verstanden, danken Euch sehr". Ein einfacher Imbiß steht bereit. Als während desselben die holländische Nationalhymne und das Lied vom afrikanischen freien Volk erklingen, da finden sich auch alsbald Stimmen unter unsern neuen Freunden „Die Wacht am Rhein", und auch diese braust durch den Saal, von denen, die draußen und drinnen, mitgesungen. Was macht es, daß bei diesem improvisierten Frühstück Kaffee und Bouillon aus Gläsern, Bier aus Tassen getrunken wird, schmecken thut es doch nach der stundenlangen Fahrt durch afrikanische Sonnenglut und Staub. Inzwischen nähert sich der fahrplanmäßige Zug und mahnt uns zum Aufbruch. Angeblich sollen in demselben 2 englische Offiziere verkleidet mit heraufgekommen sein, und die bewaffneten Bürger scharen sich zusammen, um auch sie zu empfangen, ob gleichfalls mit einem Frühstück, weiß ich freilich nicht. Die Engländer selbst scheinen es kaum erwartet zu haben, denn sie sollen es vorgezogen haben, eine Station früher auszusteigen. Wieder setzt sich unser Zug in Bewegung. Eine Reihe von Bürgern begleitet uns, unter ihnen ein großer Herr mit Brille, sonst friedlicher Schulmeister, jetzt der Führer der Truppen, denen die Bewachung der Bahn und deren Sicherheit anvertraut ist. Mit Stolz zeigt er uns seine diesbezüglichen Vorsichtsmaßregeln und wahrlich, leicht würde es einem Feinde nicht sein, auf dieser Bahn einzudringen, die bald als schmaler Streifen an steilen Abhängen wie angeklebt dahin fährt, bald lange Strecken

durch enge Felsenspalten hinzieht, über die drohend von oben herab gewaltige Felsmassen hängen, die fast schon durch ihr eigenes Gewicht herabzustürzen und den Schienenstrang unter sich begraben zu wollen scheinen, bald auf schwindelnden Brücken brausende Wässer überspannt. Immer höher steigen wir hinauf in das Gebirgsland, überall auf den Stationen von freundlichen Zurufen und donnerndem Salut begrüßt. Mangel an Munition scheinen sie hier nicht zu befürchten und ihres Schusses sicher zu sein, denn überall feuert diese meist aus jungen Burschen — fast noch Knaben bestehende Besatzung diese Begrüßung mit scharfen Patronen, trotz der besten Infanterie-Kompagnie zu Hause „hochanschlagend". Freilich ist es mehr schnelles Einzelfeuer, als Salven, die durch die Luft zu unserer Begrüßung dahinrollen. Auf den großen Stationen hat sich auch ein zahlreiches Publikum versammelt, hier werden Reden gehalten, Fahnen geschwenkt, Erfrischungen, Milch, Kaffee, Brod, Kuchen, einmal sogar Sekt gereicht. So geht es bis in die sinkende Nacht. Um 11 Uhr schließlich fordert die Natur ihr Recht und alles im Zuge sinkt in tiefen Schlaf. Auch in der Nacht haben es sich die Umwohner der nächsten Stationen nicht nehmen lassen, von ihren oft gar nicht so nahen Farmen herbeizueilen, um die aus Europa gekommenen Helfer zu begrüßen, aber unsere Nachtruhe ist ihnen heilig.

8./12. Der frühe Morgen zeigt uns eine gänzlich veränderte Landschaft, weites, flaches, nur mit kleinstem Buschwerk bestandenes Land, in dem sich nur hier und da die in den Verteidigungsstellungen der Bauern eine so große Rolle spielenden Hügel („Koppjes") und Felsblöcke („Klippen")

hervorheben und das wie besät ist mit kleinen gelben bis zu meterhohen backofenförmigen Gebilden. Das sind die unzähligen Wohnungen der Ameisen, so fest, daß auch das moderne kleinkalibrige Mantelgeschoß sie nicht zu durchdringen vermag und die daher von den findigen Bauern als willkommene Deckung benutzt werden, um hinter ihnen hervor dem vorstürmenden überlegenen Feinde den Todesgruß zu senden. So fahren wir um 7 Uhr in den Bahnhof von Pretoria, der Hauptstadt des Transvaal, der südafrikanischen Republik ein. Wieder ist es der deutsche Konsul mit seiner Gemahlin und vielen hier ansässigen Deutschen, die uns als erste willkommen heißen und auch mit deutscher Gastlichkeit für unsere „Einquartierung" gesorgt haben. Wie wohl thut das Bad nach 24stündiger Eisenbahnfahrt und nicht minder das gute Frühstück, dann aber drängt unsere Ungeduld zur That. Muß es sich doch nun entscheiden, wo wir unsere Thätigkeit entfalten sollen. Um 11 Uhr ist der Staatssekretär Reitz zu sprechen, verlassen wir also die trauliche Villa Samoa, die mich als Gast des Konsuls aufgenommen, und eilen wieder in die Stadt. Schon auf dem Wege von der Bahn hat mir der Konsul erklärt, daß zunächst unsere Hülfe wohl im Freistaate notwendiger, erst heute sei wieder von dort eine diesbezügliche Anfrage an ihn gelangt. So einigen wir uns denn schnell und können dem Herrn Staatssekretär den fertigen Plan vortragen, daß unsere ganze Expedition am besten nach dem Freistaat geht. Über Natal wird der Engländer kaum zunächst in die Boerenstaaten einzudringen versuchen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß hier überall steile und unzugängige Gebirge eine natürliche Verteidigungs-

stellung bieten und nur wenige schmale, leicht zu verteidigende, aber schwer zu umgehende Eingangspforten sind. Freilich werden auch hier ernste Kämpfe, besonders um das eingeschlossene Ladysmith, zu erwarten sein. Leichter aber erscheint das Eindringen des Feindes durch den Freistaat und dürfte daher wohl hier Hülfe eines Lazarets noch mehr am Platze sein, zumal es anzunehmen ist, daß die mit uns gekommenen Holländer aus äußeren Gründen in Transvaal und Natal ihre Thätigkeit entfalten werden. In diesem Sinne besprechen wir uns mit dem Staatssekretär und mit dem alsbald telephonisch herbeigerufenen Leiter der Roten Kreuz-Angelegenheiten des Transvaal — Militärärzte giebt es nicht, der einzige Artilleriearzt ist ja gefallen, bei den fechtenden Truppen sind die wie jeder Bürger zum Kriege kommandierten Civilärzte für die einzelnen Kommandos thätig. Noch vor Mittag ist alles erledigt und geht das telegraphische Anerbieten an den Freistaat, daß unsere ganze Expedition zu ihm kommen wolle und Anfrage, ob nötige Betten etc. dort zu bekommen sind. Um 3 Uhr hat der greise Staatspräsident zugesagt, uns zu empfangen. Kurz vorher versammeln wir uns in dem monumentalen Regierungsgebäude dort am Marktplatz von Pretoria und werden in ein Vorzimmer geführt. Ein Bild aus dem Befreiungskriege, in ihren Stellungen liegende und vorgehende Bauern darstellend, dieselben Gestalten mit Schlapphut, Gewehr und Patronengürtel, wie auch wir sie jetzt kennen gelernt, erinnert daran, daß es nicht das erste Mal ist, daß die jetzigen Krieger einander kampfgerüstet gegenüberstehen. Der Oberkommandierende Joubert ist der Führer jenes Kampfes am Majuba Hill, General

Cronje und viele andere Kämpfer aus jener Zeit, fast scheint der bisherige Verlauf des Krieges zu lehren, daß sie auch dieses Mal ihre Freiheit behaupten sollen. Pünktlich werden wir in das Empfangszimmer geführt und stehen vor „Ohm Paul". Ist das der gewaltige Staatsmann und Kriegsheld, der schon als Junge mit seinen nun längst entschlafenen Vätern in den Kaffernkrieg gezogen, als kühner Pionier in das fremde, nun seinem Volke zur Heimat gewordene Land vorangetreckt ist? Daß auch heute noch seine ganze Seele beim Kriege ist, das lehren uns seine Worte, mit denen er nach kurzer Begrüßung den neben ihm stehenden Staatssekretär auffordert, uns etwas vom Stande des Krieges zu erzählen — aber nicht die Geschichte von der großen Kanone, fügt er, wie er glaubt für uns wohl unverständlich, in „afrikanisch" hinzu. War doch am Morgen die Nachricht gekommen, daß es den Engländern in kühnem Handstreich dort unten in Natal gelungen, eine der weniger großen Kanonen — den sogenannten Long Toms (15 cm) — unbrauchbar zu machen. Während nun Herr Reitz erzählt, haben wir Zeit, die auch jetzt noch gewaltige Gestalt des neben uns sitzenden Mannes zu betrachten, auf dem jetzt die Augen von ganz Europa ruhen: das große, von langem Bart umwallte Gesicht mit altväterlicher Brille und schmalen Goldreifen in den Ohren. Wie müde und sorgenvoll er dreinschaut. Ein beredtes Zeichen seiner rücksichtslosen Energie scheint uns seine linke Hand mit dem fehlenden Daumen. Einst auf der Jagd, so erzählt man sich, habe er diesen verletzt, und da er befürchtete, es möge der Brand zutreten, so habe er ihn selbst mit seinem Jagdmesser abgeschnitten. Aus solchem Holz

sind die alten Vorkämpfer geschnitzt, da ist es kaum wunderbar, wenn der alte Joubert nichts von Lazareten und Ärzten wissen will und meint, amputieren und verbinden könne er ebenso, da dürfen wir darauf gefaßt sein, daß auch andere Generale sich nicht viel Sorge im Voraus um Ambulanz und Ambulanzwesen machen werden, sondern es uns überlassen bleiben wird, rechtzeitig am richtigen Ort mit der richtigen Hülfe einzutreffen. Mit einigen Dankesworten und einem kräftigen Händedruck verabschiedet uns der alte Herr. Abends findet dann noch ein Empfang durch das Rote Kreuz von Transvaal, speziell der Abteilung Pretoria, im Hause des Direktors der Süd-Afrikanischen Eisenbahn-Gesellschaft, der sogenannten Zasm („Züid Afrikanische Spourway Manskapei") statt, wobei ein älterer Herr in launiger Weise die Mitglieder vom Roten Kreuz darauf aufmerksam macht, daß es in Süd-Afrika mancherlei Kreuz gäbe, besonders aber das Reisen durch das Land im Ochsenwagen ein wahres Kreuz sei. So verläuft unser erster Tag im Lande des Krieges, reich an neuen Eindrücken und Erwägungen.

9./12. Da mir vom Transvaal-Roten Kreuz einer der 4 Lazaretzüge für die Dauer des Krieges angeboten ist, gehe ich nach der Bahn, um diese anzusehen. Dieselben sind etwa in Anlehnung an unsere Muster, nur in bescheidenerem Umfange, ganz selbständig von den Ingenieuren der Zasm, Herren Ugla und Weynands, in den hiesigen Werkstätten erbaut und zusammengestellt, speziell der größte Wagen, der 32 Betten enthält, auf einem allerdings vorhandenen Untergestell in 4 Tagen fertig geworden. Mit Dank nehme ich einen der Züge an. Von Bloemfontein

trifft Antwort ein, daß einer von uns zur Vorbesprechung kommen möchte, worauf Dr. H. sofort mit der nötigen Instruktion voranreist. Nachmittags sind wir im Garten des Staatssekretärs zu einer Tasse Thee geladen. Wie jung der Bauer mit Pferden umzugehen lernt, zeigt eine kleine Episode. Von der nur wenig vom Garten abgegrenzten Weide her nähert sich eins der weidenden Pferde mit herabhängendem Halfter. Als wenn es sich so ganz von selbst verstände, geht einer der jüngeren Söhne des Hauses — die ältesten stehen im Felde — der 2—3 Jahre zählen mag, hin, ergreift den Halfter und führt den Ausreißer zu seiner Pflicht zurück. Ein entsetzter Blick auf die Frau des Hauses — was würde bei uns eine Mutter in solchem Falle sagen? — lehrt uns an ihrer absoluten Ruhe, daß das hier augenscheinlich ganz in Ordnung; der Vater hat sich überhaupt nicht um den Vorfall gekümmert. Abends bieten uns die Deutschen Pretorias bei einem Bierabend im gemütlichen Deutschen Klub freundlichen Willkommen.

10./12. Besprechung mit dem vom Transvaal-Roten Kreuz dem Lazaretzuge mitzugebenden Begleiter über Reise. Beim Nachmittagsthee in der Villa Samoa erscheint auch der Staatssekretär Reitz und bringt die Nachricht von einem Gefecht südlich von Burghersdorp in der Kapkolonie.

11./12. Bitte auf der Bahn, daß man den uns gewährten Lazaretzug, mit dem wir uns gleich nach dem Freistaat begeben wollen, als Extrazug auch nachts durchfahren läßt. Nachmittags erfolgt unsere Abfahrt in demselben. Ein zahlreiches Publikum hat sich eingefunden. Staatssekretär Reitz bringt uns Wünsche der Regierung für gute Thätigkeit. Auch unsere holländischen Reisebegleiter

sind auf der Bahn. Erst jetzt erwarten sie den ersten Teil ihrer 260 Kisten betragenden Ausrüstung und beneiden uns wohl, daß wir nun unserer Thätigkeit entgegengehen können. Nach kurzer Fahrt wurde uns abermals in Elandsfontein ein großer Empfang zu teil, zu dem hier auch die Schuljugend mit Fahnen erschienen ist. Aber noch eine andere Freude harrt unserer hier. Die zahlreichen Landsleute aus Johannesburg haben es sich nicht nehmen lassen, da wir sie nicht aufsuchen können, im Extrazuge hierher zu kommen, um uns zu begrüßen. Immer wieder müssen wir Rede und Antwort stehen, treffe ich doch sogar liebe alte Bekannte, mit denen ich vor Jahren im Orient im Scherz plante, nach Südafrika zu den Matabeles zu trecken, nun wirklich hier wieder und kann ihnen Grüße von den Ihrigen daheim überbringen. Die Welt ist doch klein. Nur zu schnell vergeht die kurze Zeit unseres Aufenthaltes, so daß wir kaum dazu kommen, dem für uns bereiteten Imbiß zuzusprechen, da immer neue Freunde herantreten, um uns begrüßend die Hand zu drücken, so daß sogar schließlich der energische Feldkornet sich gezwungen sieht, mich mit sanfter Gewalt beim Arm zu nehmen, um mich in den Speisesaal zu führen. Dort sitze ich für einen Augenblick, dann nahet sich der Zugführer zum Aufbruch. Als Andenken wird mir noch von der Trägerin die vereinte Flagge der Boerenstaaten, horizontal Rot-Weiß-Blau mit senkrechtem grünen und Orangestreifen in den Wagen nebst vielen Vorräten für die Fahrt gereicht, dann geht es fort. Weithin glänzen die Lichter des Witwaterrandes, wo Goldmine sich an Goldmine reiht, die Zankäpfel dieses Krieges. In später Nacht donnern wir über die geländerlose Brücke des Vaalreviers dahin. Der

Freistaat hat uns aufgenommen. Hoffen wir einst unter den Klängen der Friedens- und Siegesglocken aus ihm zurückzukehren, wie heute jubelnd begrüßt von der Menge, die sich dann der neu erworbenen Freiheit freut!

12./12. Begegnen einem anderen Zuge, aus dem uns zugerufen wird, wir kämen zur rechten Zeit, im Süden würde gekämpft. Sehe mir während der Fahrt die Einrichtung unseres Lazaretzuges darauf hin an. Zur Not wird es sehr gut möglich sein, wenn wir mit der Bahn in die Nähe des Gefechts kommen können, gleich im Zuge selbst die erste nötige Hülfe zu leisten. 20 bequeme Betten sind vorhanden, 20 weitere lassen sich leicht in den 5 Abteilen des einen Personenwagens einrichten, da hier diese alle zum Übernachten derart vorgesehen, daß sich etwa meterhoch über dem breiten Sitz eine zweite, gleichfalls gepolsterte Klappe herunterschlagen läßt. Das wäre Raum für 40 Schwerverwundete, für eine Boerenschlacht schon eine große Zahl. Leichtverwundete ließen sich im anderen Personenwagen sitzend etwa 30 unterbringen. Apotheke, Verbandmittel, alles ist vorhanden. Operationstisch und Instrumente haben wir bei uns und könnten leicht einen Packwagen, wenn nötig, als Operationsraum einrichten. Das unentbehrliche Wasser enthält der große, zum Zuge gehörige Reservoirwagen, Küche mit Vorräten ist gleichfalls im Zuge, kurzum alles aufs Beste, wenn auch mit einfachen Mitteln vorgesehen. Endlich ist Bloemfontein erreicht. Wieder empfängt uns die deutsche Kolonie mit dem Konsul an der Spitze. Hätten wir doch erst etwas geleistet, jetzt kann man nur immer wieder antworten: ja wir sind gern gekommen, um zu helfen, wir wollen unser Bestes thun, laßt das aber

erst geschehen sein, ehe wir an Feiern denken. Auch hier sind wir schnell bei gastlichen deutschen Familien untergebracht. Zum Glück für unsere Ungeduld will uns gleich nachmittags der Herr Staats-Präsident empfangen. So begeben wir Ärzte uns denn um 2 Uhr zu ihm, begleitet von unserem Gastfreunde, dem Konsul. Sofort springt die Unterhaltung in medias res. „Was bringen Sie uns, was können Sie für uns thun, was sind Ihre Pläne"? das sind die sachlichen Fragen, die eilig aufgeworfen. Hier kommt unsere Hülfe erwünscht, das sehen wir, ist doch eben eine große Schlacht an der Westgrenze geschlagen, deren Verlust sich noch nicht einmal übersehen läßt. Dabei sind vor kurzem 5 Ärzte des Freistaates dort durch die Engländer gefangen und nach Kapstadt gesandt, um von dort nach Aufklärung des Irrtums (?) zurückzukehren. Darum auch wünscht Präsident Steijn nach unserer Antwort auf obige Fragen, wir möchten dort an der Westgrenze des Freistaates auf einer Farm oder in Jakobsdal ein Lazaret errichten. Jakobsdal liegt besser, denn es ist so nahe den Stellungen, daß wir dort die Verwundeten alsbald vom Schlachtfelde bekommen können, bei dem Mangel an guten Wagen, der Langsamkeit der Haupttransportmittel, der Ochsenwagen, wegen ein nicht zu unterschätzender Vorteil. So wird denn letzterer Ort gewählt und die Abreise auf übermorgen früh festgesetzt. Den morgigen Tag gebrauchen wir zum Verladen unserer Sachen, da wir nun von der Bahn ab durch das Land ziehen müssen. Leider müssen wir unter solchen Umständen auch unseren schönen Lazaretzug aufgeben, auf den wir so große Hoffnung gesetzt. Mit freundlichen Worten werden wir von dem Herrn Präsidenten verabschiedet, nach-

dem uns noch die Kommandierung eines Freistaatenbürgers zugesagt, den ich mir erbeten, damit er, mit den Landesverhältnissen vertraut, für das Ankaufen der nötigen Lebensmittel und Vorräte nach meinen allgemeinen Weisungen sorge, daß wir nicht eines Tages mit unseren Pfleglingen ohne die Hauptsache, die Verpflegung, dasitzen. Auch der erforderliche Hausrat solle alsbald nachgesandt werden. Sogleich machen wir uns an die Arbeit. Da anderweitiges Personal nicht aufzutreiben ist, ziehen wir selbst die Röcke herunter und dann werden im munteren Wetteifer die Kisten heruntergeholt, Brechstangen, Beile, alles muß heran, um die schweren Überkisten zu entfernen und unsere handlichen Verbandkoffer und Kisten u. s. w. hier auf afrikanischem Boden die Auferstehung feiern zu lassen.

13./12. Am frühen Morgen nehmen wir unsere durch die Dunkelheit unterbrochene Arbeit wieder auf und fördern dieselbe so weit, daß die Kisten mittags auf Ochsenwagen verladen sind, die uns vorausgehen müssen, um möglichst bald nach uns einzutreffen. Einen Etat des notwendigen Hausbedarfs habe ich zum Glück mir schon auf der Reise aufgestellt, so daß ich mich an der Hand desselben mit dem Herrn Konsul schnell einigen kann, was davon hier zu erhalten ist und uns baldigst beschafft und nachgeschickt werden soll. Erste Enttäuschung: Eis, das uns in der Behandlung der Wunden fast unentbehrlich erscheint, Eis!? — im Freistaate giebt es nicht, „die Eisschränke können Sie streichen". Nachmittags empfängt dann der Herr Staats-Präsident auf das Freundlichste auch die anderen Mitglieder der Expedition. Dabei fragt mich derselbe — als Marinearzt müßte ich das ja wissen —, ob ein Arzt im Kriege einen Revolver tragen

dürfte, sie hätten einen englischen Arzt deswegen gefangen genommen, der sogar zwei gehabt hätte. Das sind erfreuliche Aussichten hier, meistenteils scheinen ja zunächst die Ärzte aufgegriffen zu werden. Wenn mir auch die Zweizahl dieser sicher auch für einen Arzt im Kriege zuweilen recht notwendigen Mord-Instrumente etwas überflüssig erscheint, so vermag ich selbst darin keinen rechten Grund zur Gefangennahme zu sehen, was ich dem Herrn Präsidenten auch unter Klarlegung unserer Verhältnisse auseinandersetze, dadurch bei seinem strengen Gerechtigkeitsgefühl wohl die Freiheit des angeblichen Missethäters bewirkend. Der Aufbruch für den nächsten Tag wird auf 5 Uhr morgens festgesetzt, da man uns klar macht, daß das Reisen in Afrika am besten in der Morgenkühle geschehe. Dieser Grund erscheint uns ganz plausibel. Ohne unser Zuthun verschiebt sich aber diese Zeit alsbald durch Besprechung mit denen, die Wagen und Zugtiere zu stellen haben, erst auf 6 und dann auf 7 Uhr.

14./12. Versammeln uns um 7 Uhr vor dem Hause des Konsuls. Da uns nur ein sogenannter Pferdewagen und zwei Karren für 11 Personen gestellt werden, müssen wir Gepäck auf das Allernotwendigste beschränken, an Verbandmitteln haben wir nur einen Verbandkoffer mit. Die Hauptsache soll ja sein, daß wir zunächst selbst hinkommen. Viele Deutsche haben sich eingefunden und nun beginnt ein Vollstopfen der Wagen mit allen möglichen guten Dingen. Auf meine bescheidene Bemerkung, daß wir auch gerne mitfahren wollten, wird mir immer wieder entgegengehalten, so reiste man in Afrika, und damit wird ein Stück nach dem anderen eingeladen. Endlich sind auch die Menschen —

eingepackt, was nicht ohne Schwierigkeiten gelingt, da deren Gewicht höchst vorsichtig mit Rücksicht darauf verteilt werden muß, daß die eine zweiräderige Karre die größte Neigung zeigte, nach hinten über zu schlagen. So setzt sich denn der Zug um $8^1/_4$ in Bewegung, begleitet von einem großen Teil der Gesellschaft in ihren bequemen Wagen, auf die wir mit Neid blicken. Fort geht es über Stock und Stein, wobei einem das Herz im Leibe zwar nicht lacht, aber doch herumgeworfen wird, denn Schonung kennen unsere Treiber und Zugtiere nicht. Bald verlassen uns unsere Begleiter. Nach zwei Stunden wird, wie hier üblich, ein einstündiger Halt gemacht, während dessen die Zugtiere ausgespannt das dürre Gras der Steppe abknappern. Um 2 Uhr erreichen wir dann als zweiten Halt eine Farm, auf der wir statt der zwei Karren einen zweiten sogenannten Pferdewagen mit drei Sitzbänken außer der für den Kutscher und Leiter erhalten sollen. Die dazu gehörigen Maultiere sind schon nachmittags zuvor hierher getrieben. Hier heißt es also umpacken. Daß wir so nicht weiter fahren können, ist ganz klar, kein Mensch kann überhaupt sitzen. Also wird alles Entbehrliche von der weiteren Mitreise ausgeschlossen, jeder opfert einen Teil seiner Habe, der später bei besserer Gelegenheit nachkommen soll, insbesondere die große Kiste mit Christbaumschmuck wird wohl vorläufig entbehrlich sein, da wir kaum dieses Mal einen Christbaum zu sehen bekommen dürften Nachdem so in dem Wagen wenigstens der notdürftigste Platz für Unterbringung der Beine geschaffen, wozu wir unsere schöne, angeblich der Ruhe gewidmete Mittagspause benutzen, während erbarmungslos die afrikanische Sonne auf unsere Arbeit herniedersengt, er-

giebt sich eine neue Schwierigkeit: Maultiere sind genügend da, aber für den zweiten Wagen nur vier Geschirre, während deren sechs notwendig sind. Kein Bitten kann die Kutscher, die uns bis hierher gebracht, bewegen, uns von den ihrigen, ganz gut zum Teil entbehrlichen Geschirren die fehlenden zwei zu leihen. Vergebens stelle ich ihnen vor, daß wir auf besonderen Befehl des Präsidenten schnell reisen sollen, sie bleiben hartnäckig. Da tritt das allmächtige Wort „kommandieren" uns zum ersten Male entgegen. Dem biederen Farmer wird die Sache über. Als freier Bürger eines freien Landes kommandiert, d. h. requiriert er eben das für den Krieg Erforderliche. Schimpfend ziehen die Kutscher ab, aber zu widersprechen wagen sie nicht. So steht denn unserer Weiterreise nichts im Wege. Unsere zwei Kapboys ergreifen die Zügel, ihre Treiber die langen Peitschen, und dahin traben die 12 Maultiere, die nunmehr unsere beiden Wagen ziehen, in deren einem fünf, dem anderen sechs von uns untergebracht sind. Nach einer abermaligen Pause erreichen wir abends $^1/_2$8 Uhr unsere Abendrast. Zwei Stunden soll Petrusberg, so sagt man uns, von hier entfernt sein, die können wir nachher noch ganz gut machen, also frohgemut das Abendbrot gerüstet. Schnell ist von zusammengesuchtem Holz 2c. ein Feuer angefacht, der Kessel mit Wasser gefüllt. Dann werden die alten Biwakskenntnisse hervorgeholt. Um die Wette werden Scheiben von dem mitgenommenen frischen Fleisch in der Pfanne und am Spieß geröstet. Wie das schmeckt bei dem prächtigen Mondenschein nach des Tages Last und Hitze! So sind wir endlich auf uns angewiesen, unsere Kriegsaufgabe beginnt; wie anders könnte dies geschehen, als mit einem kräftigen Hoch,

das auf unsern geliebten Kaiser in die afrikanische Steppe hinausklingt und einigen patriotischen Gesängen. So frisch belebt und wohlgemut setzen wir unsere Reise fort. Zwei, drei Stunden vergehen, müder und müder schleppen sich die Maultiere dahin, trotz immer häufigerer Aufmunterung. Der Mond ist vom Himmel verschwunden, stockdunkel die Nacht. Petrusberg will nicht kommen, auch sonst ist keine menschliche Ansiedelung zu sehen. Auch die beiden Wagen sind etwas auseinandergekommen und von dem anderen ist nichts zu sehen und zu hören. Zum Glück habe ich meine alte kreischende Bootspfeife bei mir, endlich kommt Antwort auf ihren gellenden Pfiff, die Wagen finden sich zusammen. Nun aber gestehen unsere vier Eingeborenen, die einen recht wenig vertrauenerweckenden Eindruck machen, daß sie den Weg nicht kennen, noch nie gefahren wären. Noch eine kleine Strecke fahren wir weiter, da ertönt in der Ferne Hundegeblaff, einer der Kaffern geht hin, keine Ansiedelung von Weißen, nur ein Kaffernkraal, dessen Bewohner nicht wissen, wo Petrusberg liegt. Inzwischen ist Mitternacht vorüber, die Tiere vollkommen müde, was hilft es, — à la guère comme à la guère — biwakieren wir. Schnell sind die beiden Wagen neben einander aufgefahren. Die Schwestern erhalten die Plätze in denselben, wir übrigen legen uns dazwischen und darunter. Eigenartig ist die Situation doch und sicher ist sicher, also wird angeordnet, je einer von uns Ärzten mit einem Pfleger übernimmt abwechselnd die Wache, nachdem die Mauser-Pistolen, deren Vorhandensein uns in dieser Lage doch recht angenehm ist, geladen sind.

15./12. ½4 Uhr morgens kommt die Wache an mich. Das hätte ich vor 15 Jahren auch nicht gedacht, als ich an

den verschiedensten Stellen Berlins schilderte, daß ich nach so langer Zeit im fernen Afrika noch einmal der edlen Kunst des Postenstehens obliegen und die dort bei den Alexandern erworbene Kenntnis so praktisch verwerten würde. Unter solchen Gedanken stolpere ich durch die afrikanische Nacht um unser improvisiertes Lager. Ein wunderbar schöner Sonnenaufgang aber entschädigt mich für das nie sehr geliebte Frühaufstehen. Jetzt gewinnt alles ein ganz anderes Ansehen unter den leuchtend dahinschießenden Strahlen der afrikanischen Sonne. Unser Lagerplatz ist gar nicht so übel gewählt, denn unfern desselben liegt ein aufgestautes Wasser, sogenannter Damm, und auch etwas niedriges Buschwerk ist in der Nähe. So kann der mitwachende Pfleger Wasser für den Kaffee holen und Brennmaterial sammeln. Auch Gelegenheit zur Morgentoilette bietet das freilich etwas bräunlich gefärbte Stauwasser. Nach gemeinsamem Morgenkaffee wird dann die Reise fortgesetzt. Etwas unbequem und ermüdend ist es freilich, daß auf unserer letzten Bank immer einer von uns beiden darauf Sitzenden sich des Reitsitzes bedienen muß, da sonst beim besten Willen nicht der nötige Platz für die vielen Beine zu finden. Gegen Mittag erreichen wir dann endlich Petrusberg; hier soll die Hälfte des Weges sein. Schon von ferne winkt uns von dem „Hotel" die deutsche Flagge; freilich ist dieselbe verkehrt aufgezogen. Wir finden dort einige Erfrischungen und Unterkunft, während ein gewaltiges Gewitter vom Himmel braust. Daß wir dadurch etwas aufgehalten werden, macht nichts, da wir heute doch nicht mehr unser Ziel erreichen können, morgen sicher ankommen. Sorgfältig erkundigen wir uns nach dem Wege, da unsere Karten die Wege in

der Steppe überhaupt nicht zeigen, auch die Anwohner können uns dieselben immer nur von Farm zu Farm sagen, die oft fast stundenlang auseinander liegen. Dabei werden unsere Eingeborenen immer übermütiger und fühlen sich immer mehr als Herren der Situation. Schließlich wird es mir doch zu bunt. Als wieder einmal einer dieser Biedermänner ruhig halten läßt, um seinen Durst zu löschen, trotzdem dies unmittelbar zuvor geschehen und Wassersäcke genug am Wagen, zwinge ich die anderen zum Weiterfahren bis zur nächsten Rast, wozu sie sich nach einigem Sträuben entschließen. Erst nach einstündigem Fußmarsch erreicht uns unser Flüchtling wieder, wesentlich kleiner geworden durch diesen. Auch diese Nacht müssen wir wieder im Freien verbringen, da keine Ortschaft in der Nähe, die Farmen, die wir abends treffen, zu klein sind, um unsere große Gesellschaft aufzunehmen. Unsern Kaffern ist schon wieder der Kamm geschwollen; zu faul, sich selbst ein Feuer zu machen, benutzen sie einfach das unsrige und verpesten die ganze Luft mit ihren Hammelresten, die sie daran schmoren, bis ich sie fortjage.

16./12. Beim Erwachen merken wir, daß wir uns nunmehr unserm Ziele nähern, denn fernher, doch aber deutlich vernehmbar, donnern aus der Richtung von Jakobsdal die Kanonen. Die Lehre von gestern hat unsere Kaffern doch gut gethan, denn sie bequemen sich heute dazu, ihr Frühstück selbst zu bereiten. Nach 2stündiger Fahrt erreichen wir eine kleine Farm und treffen dort 2 Leute, die vom Schlachfelde kommen, erzählen, daß alles gut stände. Bald darauf treffen wir denn auch auf das erste Lager der Bauern und sind nun endlich auf dem Kriegsschauplatze. Noch immer ist

von unserm Dörfchen nichts zu sehen. Plötzlich taucht dasselbe dicht vor uns in einer Bodensenkung auf. Ein kleiner, aus weißen Häusern, die rings um den großen viereckigen Marktplatz angeordnet, bestehender Ort. Vereinzelt sind in ihm auch einige wenige Bäume zu sehen, während ringsum die Steppe nur kleinstes Buschwerk wie unser Heidekraut aufweist, das jetzt seit Wochen unter den Strahlen der Sonne braun und gänzlich trocken geworden ist. Dort also soll unser zukünftiges Arbeitsfeld sein. Rote Kreuz-Flaggen wehen uns von einigen Gebäuden an der Nordseite des Ortes entgegen. Hier haben Ärzte des Landes bisher provisorisch ein Lazaret errichtet, das wir nun übernehmen sollen. Am 11. ist schwer gefochten bei Magersfontein und viele Verwundete in den Ort gekommen; die schwersten von ihnen sind noch da. Seitdem aber sind nur täglich einzelne Kanonenschüsse zwischen den sich unfern des Ortes gegenüberliegenden Bauern und Engländern gewechselt. Zunächst werden wir bei einigen Familien einquartiert und sollen erst in einigen Tagen die Arbeit übernehmen. Den uns als Depotverwalter von der Regierung zugedachten Herrn lernen wir auch alsbald kennen; leider kann er sein Amt nicht übernehmen, da seine Frau ihn zu Hause bei Bloemfontein für unentbehrlich hält und gekommen ist, um ihn sicherheitshalber selbst dorthin mitzunehmen. Statt dessen stellen sich 2 andere Herren vor, von denen einer vom Landdrost, der andere telegraphisch mit diesem Werk beauftragt ist.

17./12. Um 6 Uhr verlassen wir unser zwar nicht blühendes, aber von Wanzen wimmelndes Lager, das wir zu zweien die Nacht geteilt, beschließen aber gleich, in Zukunft lieber die Teilung derart vorzunehmen, daß der eine

im Bett, der andere auf dem Fußboden schläft. Trotz der frühen Stunde ist es schon recht gemütlich warm, da hilft der Gedanke an die Winterkälte zu Hause allein nicht. Zum Glück ist unfern des Ortes der kleine Rietfluß, in dessen Fluten wir uns schleunigst stürzen. Nach dem Frühstück holt mich einer der Ärzte hier, um einen Verwundeten zu sehen, der von der Ankunft der deutschen Ärzte gehört und nun dringend wünscht, von einem solchen behandelt zu werden. Der arme Kerl hat einen Schuß durch den Unterleib und liegt sehr schwer darnieder. Des schrecklichen Geruches wegen, den er verbreitet, hat man ihn allein mit einem Pfleger in ein entlegenes Haus gebracht. Zum Glück kann ich ihm einige Hoffnung machen, wenn es auch noch recht schlecht steht, und übernehme die einstweilige Behandlung, bis wir das Lazaret haben. Nachmittags machen wir Ärzte mit einigen Herren eine gemeinsame Fahrt nach dem nächsten Artillerielager. Das Geschütz dort kommandiert ein ehemaliger dänischer Offizier, der sich bei den letzten Gefechten ganz besonders ausgezeichnet hat. Wir besehen uns den aus großen Steinen zur Verdeckung des Geschützes aufgebauten halbmondförmigen Wall und das nächste Lager von 250 Bauern, das beste Modell für Wallenstein's Lager, das einer Bühne nur geliefert werden kann, wahre Landsknechtsgestalten in ihrem Zivil mit dem großen Schlapphut. Daß die Leute die letzte Zeit in Sonnenglut und Sturm im Freien verbracht, das ist deutlich auf ihren Gesichtern geschrieben; bei einzelnen, die früher wohl mehr häuslicher Thätigkeit obgelegen, schält sich die Haut in großen Fetzen herab. Alle sind vergnügt und guten Mutes. Sehr interessiert lauschen wir den Erzählungen von den letzten Ge-

fechten. Als lebendiges Zeugnis wird uns das Pferd des Arztes vorgeführt: während ihm selbst im Dahinreiten eine Kugel den Hut durchbohrte, ging kurz nachher dem Pferde eine solche durch die Kruppe und dann eine fernere durch den Rücken, ohne seine Kraft zu brechen. Beide Wunden sind noch deutlich zu sehen. Während die Sonne herabsinkt, machen wir uns auf den Rückweg, vorbei an dem Lager der Bauern, die jetzt zur Abendandacht versammelt sind, ihre Psalmen singen.

18./12. Gestern hat sich im Lager auch ein dritter Bürger vorgestellt, als zu unserem Depot kommandiert, scheint doch etwas reichlich, schließlich einigen sich die 3 dahin, daß 2 gemeinsam das Depot übernehmen, der dritte als Dolmetscher dienen und bei Röntgen-Aufnahmen u. s. w. helfen will. Zunächst machen sie sich gemeinsam an die Einrichtung des für uns Ärzte überwiesenen Hauses. Als Ruine ist dasselbe entschieden eine Sehenswürdigkeit, man könnte nach seinem Aussehen fast vermuten, eine Beschießung Jakobsdals hätte bereits stattgefunden. Von dem ehemaligen Latten-Zaune hingen einige kümmerliche Reste an halbzusammengestürzten Pfeilern. Die Außenwände weisen große Risse auf und lassen erwarten, daß das Haus demnächst durch freiwilligen Einsturz den Besitzer der Mühe des Abbruchs entheben wird. Innen hängen an den Wänden die Reste von Tapeten in Fetzen herab, ebenso der die Schindeln des Daches des einstöckigen Hauses verdecken sollende, einstmals blaue, jetzt mehr schmutziggraue Plafond. Mittags kommt die Nachricht, daß die Wagen mit unserm Gepäck vor dem Orte seien — wird auch Zeit. Fahre hinaus, um ihren Einzug zu beschleunigen. Die Sonne meint es

hier wirklich recht gut (41° im Schatten, aber solcher ist in der Steppe nicht), kein Baum, kein Strauch, dabei ist die Luft so trocken, daß man den ganzen Tag trinken möchte. Wein giebt es nicht im Ort, Bier sind nur noch einige wenige Flaschen vorhanden, vor allzu eifrigem Verbrauch schützt ihr Preis 3 M. 50 Pf. pro Stück. Vortrefflich sind die Wassersäcke: große, geschlossene Säcke mit einem abgeschlagenen Flaschenhals als Mundstück. Dadurch, daß das durch die groben Drillichwandungen tropfenweis hervordringende Wasser von der Sonne und dem leichtesten Windzug verdunstet, wird der Inhalt ganz angenehm abgekühlt. Nach einstündiger Fahrt sehen wir unsere Gepäckwagen bei der Mittagsrast. Dieselben bringen uns die so nötigen Verbandmittel, Arzneimittel u. s. w., besonders auch unsere Einrichtung für den Operationssaal und versprechen, nachmittage hereinzukommen. Zum letzten Male nehmen wir bei unserem bisherigen Gastfreunde das Abendessen ein. In sein Gebet, das er nach dem Essen der Verlesung aus der Bibel folgen läßt und bei dem sich die übrigen Familienangehörigen vor ihren Stühlen andächtig auf die Kniee werfen, während er selbst das Gesicht mit der rechten Hand bedeckt, schließt er heute auch die neu angekommenen Helfer ein. Zur Nachtruhe begeben wir uns zum ersten Male in das uns überlassene Heim. — Welch ungeahntes Tierleben herrscht in demselben!

19./12. Viel Schlaf haben uns unsere Mitbewohner nicht gegönnt, doch müssen sie sich durch unser, nach ihrer Meinung wohl unberechtigtes Eindringen schwer beeinträchtigt glauben, denn im Waschbecken und Trinkwasserkrug findet sich eine ganze Schar brauner sechsfüßiger Ge-

sellen, die den Tod in den Fluten dem Zusammenleben mit uns vorgezogen haben. Nachdem nun unsere Ausrüstung gekommen ist, können wir das Lazaret übernehmen. Freilich erst bedarf dasselbe einer gründlichen Reinigung und Neueinteilung, um nach unsern Begriffen zweckdienlich zu sein. Zum größten Entsetzen der im Lazaret helfenden Damen machen sich unsere Schwestern und Pfleger gründlichst selbst an die Reinigung. — „Das geht nicht, das ist Kaffernarbeit". Dem Augenschein nach scheint es deren Arbeit aber auch nicht zu sein, also nur frisch daran. In 3 Stationen teilen wir uns das ganze Lazaret, jede derselben hat in dem Haupthause, der Schule, einen größeren Saal und außerdem je ein kleineres Nebenhaus mit einzelnen Krankenzimmern. In 2 derselben erhalten auch je 2 Schwestern ein Zimmer. Die Pfleger werden vorläufig in Zelten vor dem Lazaret untergebracht. Ein ganz gut für den Operationsraum geeignetes Zimmer und ein kleines Bureauzimmer finden sich auch. Der große Vorraum paßt vortrefflich zur Aufstellung unserer großen Arznei- und Verbandkisten. Nachmittags sehen wir uns dann alle die auf unseren Stationen übernommenen Patienten an und richten weiter ein.

20./12. Bei einigen der übernommenen Patienten scheint dringende Operation geboten, so beginnen wir denn unsere Thätigkeit mit 2 Trepanationen und einer Gefäß-Unterbindung am heutigen Vormittage. Kein Wunder, mußten doch diejenigen Verwundeten der letzten schweren Schlachten hier zurückbehalten werden, deren Zustand einen Transport mit Ochsenwagen nicht gestattete. Auf einen solchen sind wir ja aber bei den weiten Entfernungen, der Öde des

Landes und dem Mangel an anderen geeigneten Transportmitteln für große Zahlen von Fortzuschaffenden angewiesen. Auch unsern bisher abgesonderten Patienten mit dem Schuß durch den Unterleib nehmen wir jetzt in das Lazaret und bringen ihn in einem der kleineren Zimmer unter. Unsere Verpflegung wird derart geregelt, daß die Pfleger mit im Lazaret essen, wir Ärzte und die Schwestern geben uns in dem mitten auf dem Marktplatze gelegenen sogenannten Hotel in Pension. Vielversprechend sieht dasselbe nicht aus, nur widerstrebend willigt der englisch sprechende und wohl auch englisch gesinnte Wirt darein, uns einen kleinen neben dem allgemeinen Gastzimmer gelegenen Raum, in dem bisher die Pflegerinnen gespeist, zu gleichem Zweck einzuräumen. Sein beständig wiederholter Ausspruch ist, da können nicht so viele essen, dabei bleibt er, obwohl ich ihm sage, daß wir uns lieber etwas einschränken wollen, um beim Essen unter uns zu sein. „Es ist nicht Platz genug für Sie". Schließlich mache ich der Sache einfach dadurch ein Ende, daß ich so viel Gedecke auflege, als wir sind und ihm damit beweise, daß wir so unterkommen können und wollen. Der Nachmittag ist wieder der lange noch nicht unsern Begriffen entsprechenden Reinlichkeit und der Anlage der Listen und Bücher im Lazaret gewidmet.

21./12. Wieder müssen wir unsere Thätigkeit mit zwei Operationen anfangen. Dann stellt sich ein Herr vom Informations-Bureau ein. Ähnlich wie unsere sogenannten Totenmarken sind den ins Feld gehenden Bauern Karten, auf denen Name und Nationale des Besitzers verzeichnet ist, mitgegeben. Kommt nun ein Mann in ein Lazaret, so soll dieses die Karte mit Diagnose u. s. w. ausfüllen und

einem freiwillig zusammengetretenen Informations-Bureau zusenden. Gleichzeitig wird dieses, sowie das (S. K. C. = Sekretaris Kriegs-Commissariat) telegraphisch von allen Neuaufnahmen, Entlassungen, Todesfällen in Kenntnis gesetzt und orientirt sich selbst aus den Krankenbüchern, um die Angehörigen jederzeit über den Zustand der Ihrigen unterrichten zu können und zusammenfassende Listen herauszugeben. Heute wird der Hof einer Generalreinigung unterzogen.

22./12. Aus Kimberley, das nur etwa 4 Stunden von uns gelegen ist, kommt schlechte Nachricht. Zwei von dort entflohene Kaffern sind aufgefangen. Dieselben berichten, daß es dort mit der Ernährung recht schlecht stände. Rhodes spielt aber nach wie vor dort seine große Rolle, leitet selbst den telegraphischen oder besser heliographischen Verkehr mit dem Lager bei der Modder-River-Station, von wo nach der letzten Schlacht ein Offizier nach Kapstadt gegangen sei, wohl um Verstärkungen zu erbitten. Täglich werden einige Granaten von den Engländern in das Lager der Bauern geworfen, deren Knall deutlich zu uns herüberdringt. Schaden richten dieselben nicht an.

23./12. Letzten Verbandsmittel u. s. w. treffen ein, ebenso Röntgenapparat für den schon in unserem Hause Zimmer hergerichtet ist.

24./12. Morgens abermals zwei Operationen. Einem kleinen blassen Menschen, der wie 14jährig aussieht, war seiner Zeit das linke Bein durch Kugel zerschmettert, vielleicht läßt es sich erhalten, aber starke Eiterung macht die Entfernung großer Knochensplitter notwendig. — Mit Not und Mühe gelingt es mir, von unserm unfreundlichen Hotelwirth für

unſer gemeinſames Abendeſſen zur Feier des Tages eine Flaſche Wein — Kapwein —, der ſonſt 1 3/4 Schilling koſtet, für 4 Schilling für uns alle zu bekommen, um doch wenigſtens heute Abend ſtatt des ewigen Waſſers zur Mahlzeit etwas Anderes zu haben. Auch dieſe eine Flaſche will er uns erſt nicht ablaſſen. Überhaupt wird die Wirthſchaft im Hotel immer ſchlimmer. Schmierig iſt ſie von Anfang an geweſen, das Eſſen höchſt einſeitig. Daß es immer Hammelfleiſch giebt, morgens, mittags und abends, iſt ja hier, wo im Sommer nur Hammel geſchlachtet, ſchlecht zu vermeiden, aber immer dieſelbe geſchmackloſe Zubereitung und dieſe durchweg ſchlechte, widerwillige Bedienung. Selbſt Waſſer als regelmäßiges Getränk zu den Mahlzeiten können wir nicht erlangen, bald fehlt der Waſſerkrug, bald die Gläſer; ſtatt deſſen giebt es zu jeder Mahlzeit eine bräunliche, mit Milch zuſammengemiſchte ſüße Brühe, die täglich zu längerer Unterhaltung darüber Veranlaſſung wird, ob es ſich hier um Kaffee oder Thee handelt, die Meinungen ſind und bleiben geteilt. Von einer weiteren gemeinſamen Feier des heiligen Abends haben wir Abſtand genommen, danach ſind die ganzen Verhältniſſe nicht. Eine freundlichſt uns noch von den Deutſchen Pretorias bei der Abreiſe geſtiftete und bis heute von uns ſorgfältig verwahrte Kiſte mit Bier wird geöffnet und erweiſt ſich reichhaltiger, als wir erwartet, ſo daß jeder von uns etwas davon erhalten kann und auch für die anderen Feiertage ein Reſt bleibt. Wir Ärzte ſetzen uns mit einigen aus dem Lager hierher gekommenen Deutſchen zuſammen und verbringen einen ſtillen, ganz gemütlichen Weihnachtsabend, während ein ſtarkes Gewitter etwas die drückende Schwüle mildert.

25./12. Den heutigen Feiertag wollen wir dazu benutzen, uns einmal über die Stellungen der Bauern und Engländer in unserer Nähe zu orientieren. Nach dem Essen machen wir uns daher in einem Ambulanzwagen auf den Weg. Nachdem wir durch die Furt des Modder-River gefahren, kommen wir auf das Schlachtfeld vom 11., das noch immer die Luft in Jakobsdal scheußlich verpestet. Kein Wunder der harte steinige Boden gestattete es nicht, tiefe Gräber zu machen, so starren denn von mancher Leiche Arme und Beine hervor, besonders dort, wo die Schotten ihren todesmutigen Ansturm unternahmen und reihenweise von den unerbittlichen Kugeln des Mauser-Gewehrs dahin gemäht wurden. Und dort drüben wehrte sich das wackere Skandinavische Korps, der erschreckenden Übermacht nicht weichend. Haben wir doch selbst einen von ihnen unter unseren Patienten, der, durch einen Schuß in das Bein niedergestreckt, weiter schoß, bis ein zweiter Schuß durch die Brust ihm dies unmöglich machte. Auch jetzt noch aber gab er den Widerstand nicht auf, sondern schlug mit dem Kolben auf die eingedrungenen Feinde, bis ein Schlag auf den Kopf ihn betäubte. Hatte man aber die Menschen wenigstens etwas mit Erde bedeckt, so war dies bei den massenhaften Pferdeleichen gar nicht möglich, bis zu 20 in einer Gruppe vereinigt lagen sie herum. Die trockene Hitze des Tages dörrt sie aus, und eifrigst sind unzählige Aasgeier, die sich kaum bei unserem Herannahen von ihrer Beute wenige Schritte entfernen, bei ihrem eklen Mahle. Wie rasend der Kampf getobt hatte, das zeigen uns, je weiter wir kommen, die immer zahlreicher herumliegenden Teile von Shrapnels und Granaten sowie Gewehrgeschosse. Auch die großen, leicht an ihrem

gelblichen Überzug erkennbaren Stücke der berüchtigten Lyditbomben, gelb von dem Pikrinsäuregehalt ihres Sprengstoffes, liegen allenthalben zerstreut. Von einer giftigen Wirkung der Gase hatten unsere Freunde nichts bemerkt. So nähern wir uns allmählich dem Zentrum der jetzigen Stellung der Bauern bei dem Passe von Scholtzneck, dort wo steile Koppjes und Klippen zu beiden Seiten der Bahn nach Kimberley gewissermaßen eine natürliche Festung zum Schutze dieser bilden. Zwischen diesen hat Major Albrecht, unser Landsmann und Kommandeur der Freistaat-Artillerie, seine wenigen Krupp-Kanonen so vortrefflich in den Steinen zu verbergen gewußt, daß keine derselben beschädigt war, während sie selbst den Engländern großen Schaden zugefügt hatten. Vorbei fahren wir an der kleinen Farm von Magersfontein, wo während der Schlacht vom 11. die Verwundeten den ersten Verband erhalten hatten. Überall hatten sie hier auf dem Boden und im Grase herumgelegen. Von hier aus aber heißt es vorsichtiger vorgehen. Jede Staubwolke auf dem trockenen Wege ist drüben im feindlichen Lager zu sehen und wird alsbald unter das Feuer der Kanonen genommen. Da wir einige Reitpferde mit haben, besteige ich eins derselben, um unter Führung von Dr. W., den wir neulich schon kennen gelernt, mir das Vorgelände etwas anzusehen. 50 Schritt vor dem mit Kanonen besetzten Höhenzuge ziehen sich in der Ebene die tiefen Schützengräben der Bauern hin, in die sie sich aus ihren dahinter gelegenen Zelten, diese umstürzend, eiligst begeben, sobald das feindliche Feuer beginnt. Zahlreicher als sonst liegen hier geplatzte Geschosse. Vorsichtig reiten wir über diese hinaus, um dann in der weniger sandigen Steppe uns

durch einen kurzen Galopp auf eine Stelle zu begeben, wo wir das englische Lager dort am Zusammenfluß des Modder und Rietflusses gut übersehen können. Zurückgekehrt, fahren wir mit den Übrigen wieder an den Stellungen entlang und zurück vorbei am Lager des Major Albrecht, das in einem kleinen freundlichen Thal gelegen ist. Ein unfern des Zeltes stehender Baum hatte gestern den Herren, mehrere deutscher Abkunft sind darunter, als Weihnachtsbaum gedient, und auch wir müssen heute unter ihm einen als Liebesgabe gesandten Pfefferkuchen verzehren und ein Glas Whisky und Soda auf frohe Weihnachten dazu leeren.

26./12. Morgens einige Gipsverbände, tagsüber Schreiberei. Spät abends plötzlich lebhafteres Feuer, bald verbreitet sich das Gerücht von einem größeren Gefecht, Depeschenreiter sprengen dahin, um mit der Nachricht zurückzukehren, daß es blinder Lärm wäre. Vier Verwundete werden uns in das Lazaret gebracht und noch in der Nacht versorgt.

28./12. Ganze Nacht durch heftiges Geschütz- und Maximfeuer, darunter einige besonders heftige Schüsse dem Schall nach mehr in der Richtung auf Jakobsdal; morgens setzt dann auch heftiges Gewehrfeuer ein. Sollte sich die Schlacht an Magersfontein wiederholen? Allmählich verstummt alles wieder. Verwundete kommen nicht. Dagegen treffen die ersten Wagen mit Betten und Hausrat ein, können nun das von den Bewohnern für das Lazaret Zusammengeliehene und Gebrauchte einheitlich ersetzen, so bekommt das Lazaret doch mehr geordneten Anblick. Vier sehr unternehmende Damen aus Bloemfontein treffen ein, um im Lazaret ihre Hülfe anzubieten. Gleich ihre ersten

Fragen und Forderungen betreffs ihrer Unterbringung und Verpflegung beweisen, daß ihre Ansprüche schwer zu befriedigen sein werden. Als dann die eine sofort ungefragt sich im Tadel über das eben ausgegebene Lazaretessen ergeht, die andere ihre Thätigkeit damit beginnt, daß sie auf der Typhusstube mit einer Flasche Eau de Cologne herumwütet und meinen Schwestern klar macht, wie sie es mit dem Wechsel in der Wache gehalten zu haben wünscht, erscheint mir das Ersprießliche unseres weiteren Zusammenwirkens doch recht fragwürdig und ich empfehle dem Landdrost die vier Damen zur alsbaldigen anderweitigen Verwendung, was denn auch sofort in die Wege geleitet wird.

30./12. Weitere Ochsenwagen mit Hausrat eingetroffen, ein Wirrwarr vor dem Lazaret, daß zunächst ein Ende mit dem Auspacken gar nicht abzusehen ist. Dem kräftigen Zugreifen jedes Einzelnen ist es zu danken, daß wir schneller vorwärts kommen, als gedacht. Jugendliche Einwohnerschaft von Jakobsdal umsteht staunend die Fremdlinge, die selbst eine Arbeit anfassen. Mein freundliches Anerbieten, uns lieber bei der Arbeit zu helfen, erzielt, daß die eine Hälfte sich indigniert entfernt und uns wenigstens nicht weiter belästigt, die Anderen unserem Beispiel folgen. Wäre ja besser, wenn wir mehr Kaffern hätten, aber diese Gesellschaft antizipiert jetzt schon die Freiheit unter englischer Oberhoheit und verschwindet je länger je mehr, so daß nur schwer die nötige Anzahl für die schwerste Arbeit im Lazaret aufzutreiben ist. Dabei bedarf unsere brave Küchendame, die dieses Amt freiwillig weiter behalten, eine immer größere Anzahl von Helfern, während der schwarze Teil derselben von einer unüberwindlichen Abneigung gegen diese

Dame beherrscht ist und einer nach dem anderen von ihnen sich dem engeren Wirkungskreise derselben durch die Flucht entzieht.

31./12. Vom Konsulat aus Bloemfontein trifft ein eine gestrige Depesche bestätigendes Schreiben ein, wonach demnächst eine zweite Expedition des Deutschen Vereins vom Roten Kreuz herauskommen soll. Der Konsul in Pretoria, Bloemfontein und ich sollen uns über den Ort deren Verwendung einigen. Jedenfalls einigen wir uns vorläufig darüber, daß auch sie am besten im Freistaat Verwendung findet, aus demselben Grunde, wie auch wir dereinst. Dann bietet dies auch den Vorteil, daß die Deutschen einheitlich wirken, während inzwischen in Natal auch noch die große holländische Ambulanz in Thätigkeit getreten. Schreibe und telegraphiere in diesem Sinne an Konsuln. Nachmittags unternehme ich einen Spaziergang in die Steppe heraus, macht alles hier einen so friedlichen Eindruck, als wäre gar kein Krieg auf Erden und dabei wissen die Hügel am Horizont alle von Schlachten und Blutvergießen in den letzten Wochen zu erzählen. Aber die Stille und Ruhe rings herum läßt die Gedanken weit in die Ferne schweifen, nach Hause, wo alles jetzt beim Klange der Sylvesterglocken in die Kirche eilt, gemeinsam den Schluß des alten Jahres feierlich zu begehen.

1./1. Morgendliche Kanonade wird immer schwächer, ob es sich wirklich bewahrheitet, daß Engländer zum größten Teil aus dem Lager am Modder-Revir abgezogen und einen Hauptstreich im Süden bei Colesberg vorbereiten? — Wollen von jetzt ab im Hospital essen, schmierige Wirtschaft im Hotel nicht mehr mit anzusehen. Einer nach dem anderen

bekommt Verdauungsstörungen und kann das ewige Einerlei des Essens dort nicht mehr sehen. Typisch für die Auffassung des Wirtes war seine Antwort, als ihm gesagt wurde, einer von uns könne nicht mehr mitessen, er möchte daher für einen weniger anrichten lassen und demgemäß anrechnen: das wäre ja doch egal, die Regierung müsse ja doch alles bezahlen. Ist sehr erstaunt, als ihm heute Rechnung von uns baar bezahlt wird.

3./1. Gerüchte von Gefechten bei Colesberg verbreiten sich immer mehr. Die letzte außer uns im Ort gebliebene Ambulanz soll dorthin; dabei werden uns immer mehr innerlich Kranke, besonders mit Typhus in das Lazaret gelegt und nehmen auf Wochen die Betten fort. Da nach den Zuständen in den Lagern ein immer weiteres Umsichgreifen des Typhus zu befürchten ist, scheint es dringend geboten, ein eigenes Lazaret für innere Kranke im Orte einzurichten, um das unsrige für plötzlichen vermehrten Zudrang von Verwundeten bereit zu halten. Berichte in diesem Sinne nach Bloemfontein und setze es dem Landdrost auseinander, der demnächst dorthin gehen will. Leute in den Lagern, mit denen wir immer mehr bekannt werden, wollen es durchaus nicht glauben, daß ihnen das Wasser dort gefährlich werden kann, schieben das Hervortreten des Typhus auf die harten Kuchen, die ihnen die Frauen zu Weihnachten gesandt hätten. Sage ihnen offen, wenn sie nicht Vorsicht gebrauchten, würden sie, wie dies bisher in den meisten Kriegen gewesen, mehr Verluste durch Seuchen als durch den Feind haben. Selbst dies Argument vermag nicht durchzudringen, trotzdem sie doch Verluste so sehr scheuen und bei ihrer geringen Anzahl ohne Reserven vermeiden müssen. Halten

sie doch einen General, der eine verlustreiche Schlacht wagt, für keinen guten Feldherrn. Fast scheint es auch, daß die Sorge vor Verlusten es ist, die Cronje hinderte, hier bei Magersfontein bald nach der Schlacht am 11./12. seinerseits anzugreifen und die Engländer zurückzudrängen, wie dies wohl nicht unmöglich war.

4./1. Heute scheint endlich ein Entschluß zu einer Unternehmung gefaßt zu sein, geheimnisvoll ziehen Scharen von Bauern von den Lagern her durch das Dorf. Endlich wird angedeutet, daß man vorhabe mit 500 Freiwilligen bis zur Bahn jenseits der Modder-River-Station vorzudringen, um diese mit Dynamit zu sprengen, jedenfalls soll die Nacht Großes bringen.

5./1. In der Frühe des Morgens sind die Ausgerückten in das Lager zurückgekehrt, der Plan sei mißglückt, wie die einen sagen, weil der betreffende Ingenieur nichts von Bahnsprengen verstände, wie dieser sagt, weil ihn die Bauern im Stich gelassen hätten, wieder Andere erzählen, die Leute hätten sich im Dunkel der Nacht gegenseitig verloren und bis dann der Rest herangekommen, sei es zu spät zum Sprengen geworden. General Cronje soll wütend sein und schreckliches Strafgericht drohen. Heute Mittag wieder einmal tüchtige Sandstürme, wie jetzt fast täglich um die Mittagszeit solche. Schließt man nicht eiligst beim Herannahen alle Fenster und Thüren, dann ist im Umsehen das ganze Zimmer, sämmtliche Möbel und alles mit einer dicken Sandschicht bedeckt. Auch die Fliegenplage wird immer ärger und, sobald diese Quälgeister nachts zur Ruhe, werden sie von den Mosquitos abgelöst, die den bei der ständigen Hitze schon mangelhaften Schlaf durch ihr Gesumme noch unerquicklicher

machen. Noch immer will der schon so lange erwartete Regen nicht kommen und doch sieht schon das ganze Feld wie versengt aus.

6./1. Ein Typhuskranker wird ganz tobsüchtig, können ihn wirklich nicht mehr im Hause behalten, wo er alles Andere stört, müssen ihn mit besonderer Wache in der Kaffernkirche unterbringen. Abends kommen zwei Brüder oder Vettern, die durch eine Granate verletzt sind, trotz wochenlanger, fast täglicher Kanonade die ersten, die von einer englischen Kanone getroffen. Der eine ist ganz scheußlich verbrannt, dem anderen hängt der total zerschmetterte Unterkiefer herab und der Mann ist wie wahnsinnig vor Schmerz, wie ein wildes Thier bohrt er den Kopf fortwährend in die Kissen. Wird auch wieder schwere Arbeit für das Pflegepersonal geben.

8./1. Endlich bequemen sich Leute dazu, für immer zahlreicher vorkommende Typhuskranken eigenes Hospital einzurichten, unsere dafür verfügbaren Betten sind schon längst besetzt. Hatte ihnen angeboten, selbst dort Behandlung zu übernehmen, falls sie nur die Verpflegung und die Pflege, die ich nicht unserem Personal auch noch aufbürden kann, besorgen wollen. Mit dem Konsul jetzt definitiv abgemacht, daß zweite Expedition nach Springfontein soll. Ist der Ort, den ich erst für uns selbst ins Auge gefaßt hatte. Wenn die Engländer, wie es schon bei unserer Ankunft schien und nach den letzten Gefechten dort im Süden bei Stormberg und Colesberg noch immer mehr den Anschein gewinnt, versuchen sollten, dort an den beiden Eisenbahnlinien vorzudringen, dann wäre wohl der Vereinigungspunkt beider Linien, eben Springfontein, am besten geeignet für die

Anlage eines Lazarets, besonders wenn dasselbe, mit einem guten Lazaretzug ausgestattet, sich selbst die Verwundeten abholen und mit ihm solche nach der Hauptstadt Bloemfontein evakuieren könnte. Da der seiner Zeit uns angebotene gute Lazaretzug nach Pretoria zurückgegangen, so trage ich dem dortigen Konsulat die Bitte vor, diesen nunmehr für die zweite Expedition zu erwirken. Nach langen Irrfahrten kommt heute der erste Brief aus Deutschland an mich, er hat sämmtliche Stationen meiner Reise nachgemacht; da er kurz nach meiner Abfahrt geschrieben, bringt er nicht viel Neues, ist doch aber mal ein Gruß aus der Heimat und wird als solcher freudig aufgenommen.

11./1. Wie wenig die Bauern die „furchtbaren Lyditbomben", mit denen man sie wie 1870 die Deutschen mit den Mitrelleusen graulich zu machen versucht hat, fürchten, zeigt heute ein Vorfall: Ein Patient wird eingeliefert mit einer Wunde am Kopf. Sein Vater, der beim Essen neben ihm gesessen, als er dieselbe erhielt, erzählt, daß in einiger Entfernung ein Kanonier sich damit beschäftigt habe, eine unexplodiert herumliegende Lyditbombe auszubrennen, um den hübschen Zuckerhut als Andenken zu verwerten, wie er dies schon häufig gethan habe, dabei sei die Bombe explodiert und ein Splitter habe den Verwundeten an den Kopf getroffen. In der That explodieren diese Schreckgespenster häufig gar nicht, oder aber sie zerspringen in einige wenige oft nur 3 bis 4 große Stücke, die natürlich viel seltener Schaden anrichten, als die zahlreichen Sprengstücke anderer Granaten. — Zum Abendessen bringt Dr. K. eine große Cobra mit, die er niedergeschlagen hat, als sie gerade durch die offene Hinterthür in unser Wohnhaus schlüpfen wollte; recht

angenehm, wenn man abends in der Dunkelheit nach Hause kommt und auf diesen giftigen Hausbesuch tritt!

12./1. Unser Röntgenapparat führt uns immer mehr Besucher zu. Nachdem schon wiederholt solche gekommen, sich erkundigt, ob wir auch mit Röntgenstrahlen wirkten und nach eingeholter Erlaubnis mit heimlicher Scheu den dunklen Raum betraten, kommt heute auch ein Arzt mit einem Patienten, um diesen durchleuchten und ihn dann zur Operation bei uns zu lassen. Zeitung bringt Liste unserer Patienten und anerkennende Bemerkungen über unsere Thätigkeit. Nach derselben soll England immer mehr Freiwilligen-Regimenter errichten und Truppen aus Indien heranziehen, Lord Roberts soll als Oberbefehlshaber nach Südafrika abgereist sein. All diese Anstrengungen, um die kleinen, gering geachteten Bauernscharen niederzuwerfen, nachdem dies bisher dem großen Buller und anderen berühmten Generalen mißlungen. Von letzterem wird erzählt, daß er in Pretoria gefangen sei. Es hätten mehrere dort in der als Wohnung für die gefangenen Offiziere eingerichteten Staats-Modellschule neu eingebracht einen höheren Offizier, der seinen Namen nicht nennen wolle, sehr höflich gegrüßt, ein höherer Offizier hereinkommend gesagt: „Sie Buller auch hier?"

13./1. Unsere Küchendame immer anspruchsvoller, vier weiße junge Mädchen und zwei Kaffern genügen ihr nicht im Küchenbetriebe. Dabei sind Schwarze so schwer zu bekommen. Unter dem Kommissariat ist auch das Kriegsbeil ausgegraben, wollten wissen, wer eigentlich dort Hauptperson, und deswegen an Präsidenten telegraphieren; beruhige sie notdürftig. Vorräte in Jakobsdal und Umgegend

werden knapp und schwerer aufzukaufen. In Kimberley sollen die Leute hauptsächlich Pferdefleisch essen; etwa 40 von dort entflohene Kaffern sind hier in Jakobsdal im Gefängnis.

14./1. Benutzen Sonntagnachmittag, um einmal wieder nach dem Lager herauszufahren. Major Albrecht hat sein Lager auf eine kleine Anhöhe verlegt, haben sich dort im Gebüsch eine ganz nette Sommerwohnung eingerichtet, nur ein gerade wieder einmal heranbrausender Sandsturm zeigt deren mangelhaften Schutz bei derartigen Naturereignissen.

17./1. Als Opfer des gestrigen, ausnahmsweise starken Bombardements der Engländer — es sollen über 400 Kanonenschüsse gezählt sein — werden heute zwei, aber nur leicht Verletzte eingeliefert; auch sonst einige kleine Operationen nötig. Regenzeit setzt immer noch nicht ein, statt dessen Luft immer schwüler.

18./1. Wieder großer Zustand mit der Küchendame, bestelle vier Kaffern telegraphisch aus Bloemfontein, da hier keine mehr zu bekommen, muß aber verlangen, daß Pfleger besser ernährt werden, was sie sehr übel nimmt. Ist recht unangenehm, daß nicht Jemand bei der Expedition ist, der sich ganz der Küchenleitung widmen könnte, würde den Betrieb sehr vereinfachen und wohl auch billiger machen. Nachmittags sehr interessante Obduktion eines an den Folgen einer Verletzung durch Lyditbombe gestorbenen Patienten. Regierung hatte uns solche gestattet, wenn Angehörigen nichts dagegen einzuwenden hätten; bewunderte die sehr verständige Auffassung des Vaters, der den Sohn mit gepflegt hatte und nun sofort erklärte, daß er die Obduktion gern gestatte, da er wohl einsehe, daß wir uns solche Verletzungen

im Interesse später gleich Verwundeter genau betrachten müßten. Abends geht dann das Gerücht von einer großen, in der Nacht bevorstehenden Schlacht bei Jakobsdal, Engländer seien aus dem Lager in der Richtung auf den Ort ausgezogen, General Cronje wolle ihnen in der Nacht entgegenziehen, es frage sich nur, wer zuerst in den Ort einrücke. Unser gespanntes Warten ist vergeblich, keiner von beiden kommt und die Nacht verläuft — mit der üblichen Knallerei — so ruhig wie bisher.

20./1. Ist doch eigentlich toll, daß man sich sein Zimmer selbst reinigen muß, aber Kaffern hier nicht zu bekommen, aus Bloemfontein noch nicht da, sind nun Tage lang in unserem Hause ohne solche, da letztere auch wieder vorgezogen, zu den verehrten Gönnern, den Engländern, überzulaufen. Verfertige VIII. Bericht über Lazaret Jakobsdal, Gründe der Auswahl des Ortes mit Skizze, sowie über unsere Thätigkeit hier während des ersten Monats. Dann senden wir eine Reihe von Verwundeten auf Ochsenwagen nach Bloemfontein. Einer der Herren vom Depot geht mit ihnen, um dort größere Vorräte an Konserven für uns aufzukaufen, da solche hier nicht mehr zu erhalten sind und die Beschaffung von frischen Lebensmitteln auch immer schwieriger wird, weil schon eine Reihe von Farmen in der Umgebung verlassen ist.

21./1. Deutscher Geistlicher von Bloemfontein ist heruntergekommen, besucht Hospital, woselbst ihm ein Engländer auf die Frage, wie es ihm hier ginge, sagte: „sehr gut, so gut hätten es die Offiziere in ihren Lazareten nicht", können ihnen aber auch Dank unserer reichlichen Ausstattung manches bieten, was in Feldlazareten sonst wohl unmög-

lich. Nachmittags hält uns der Herr Pfarrer einen erbaulichen Gottesdienst in der großen Ortskirche, die unserem Lazaret gerade gegenüber gelegen ist. Auch an einige anwesende Bauern richtet er einige holländische Trostesworte über den Text: „Der Herr ist mit Euch".

22./1. Deutsche Post trifft ein, immer großes Ereignis, bringt mir Befehl vom Zentral-Komité, auch über zweite jetzt eingetroffene Expedition, wieder drei Ärzte, vier Schwestern und vier Pfleger, Oberleitung zu übernehmen. Demnach wird nichts übrig bleiben, als daß ich schleunigst zu dieser hingehe, da hier jetzt alles im Lazaret seinen geordneten Gang geht, die Arbeit von zwei Ärzten zur Zeit bewältigt werden kann, auch ich mich dort über die Verhältnisse orientieren und alles einheitlich regeln muß. Wenn nötig, kann mich ein Telegramm zurückberufen, das wird schnell vereinbart. Zu diesem Zweck ist es wohl das Beste, wenn ich den eintägigen Umweg über Bloemfontein mache, um mich mit dem Konsul in Einvernehmen zu setzen. Zum Glück will gerade einer von den Herren unseres Depots, der nach langem Ärger seine Stellung dort aufgiebt, nach Bloemfontein gehen und hat eine Karre von der Regierung. Vereinbare mit ihm, morgen früh zu reisen.

23./1. Fahren morgens 5 Uhr ab. Etwas schwierig ist es, da auch der Kaffer mitfährt, zu dritt auf der engen Karre die Balanze zu halten. Nach zweistündiger Fahrt kleine Pause bei einer Farm. Frau in Schwarz bietet uns freundlich Tasse Kaffee, erzählt, daß bei Rooilaagte ein Sohn von ihr liege mit Schuß durch den Kopf. Dies Alles aber trug sie mit großer Ergebung, nur darüber erregt sie sich, daß man ihr nicht gestattet habe, die Leiche nach Hause

zu holen, wozu sie hingeeilt sei. Nach vierstündiger Fahrt erreichen wir die Farm eines alten Bekannten, der uns weiteren Weg beschreibt, aber so unklar, daß wir uns verfahren und großen Umweg machen. Ist doch interessant, dieses Tierleben in der weiten Steppe, Vögel mancherlei Art und Vierfüßler, besonders die zierliche „Mirkat" („Ameisenkatze"), ähnlich unserem Eichhörnchen, die so flink über den Erdboden dahin huscht und sich von Zeit zu Zeit possierlich auf die Hinterbeine setzt, um Umschau zu halten. Gravitätisch spazieren Reiher und Sekretäre auf der Jagd nach den zahlreichen Schlangen dahin. Mit durchdringendem Gekrächze erheben sich plötzlich neben dem Wagen Corane. Endlich spät Abends in völliger Dunkelheit kommen wir in Petrusberg an und übernachten in dem bekannten Gasthofe. Bei dem Anblick der uns angewiesenen Betten ging es wie den drei Burschen, die über den Rhein zogen, der zweite der deckte den Schleier zurück und schaute es an mit feuchtem Blick und der andere deckte es wieder zu, wandte sich ab und weinte dazu. Lieber legten wir uns angezogen darauf als in diesen Schmutz hinein.

24./1. Vor der Weiterfahrt erkundigen wir uns genau nach den einzelnen zu berührenden Farmen, so werden wir uns dann ja durchfragen können. Bei erster Farm hören wir Klänge eines Klaviers, werden nach Landessitte aufgefordert, ein Glas Milch zu trinken. Tochter spielt uns etwas auf dem Klavier vor, auch sie ist gleich ihrer Mutter in Schwarz gekleidet, und wir erfahren die gleiche Geschichte: der Sohn, ein 17jähriger kräftiger Jüngling, dessen Bild uns mit Stolz gezeigt wird, liegt gleichfalls dort auf den

Schlachtfeldern im Westen, ach, fügt die Mutter hinzu, wären doch damals die deutschen Doktors schon dagewesen, die hätten vielleicht noch helfen können. Leider wäre uns dies wohl unmöglich gewesen, aber nur schwer läßt sich die betrübte, aber in ihrem Schmerz wunderbar gefaßte Mutter davon überzeugen. Mittags treffen wir mit unserem vorangegangenen Verwundetentransport zusammen und rasten gemeinsam. Zu unserer Freude sind alle Patienten wohlauf und vertragen die Strapazen der Reise gut. Dem begleitenden Arzt wäre dieselbe beinahe schlecht bekommen. Derselbe reitet im Kakianzuge, den die Bauern Anfang des Krieges auch vielfach trugen, jetzt aber zumeist abgelegt haben und als Zeichen der Engländer ansehen. Als er sich nun, voranreitend, einer Farm nähert, so erzählt er, da habe er gesehen, wie eine alte Frau davongeschlichen. Lachend habe ihn die Tochter in das Haus geführt und gesagt, beinahe hätte Sie die Großmutter mit einem Revolver vom Pferde geschossen. Auf seine Frage an die alte, eben hereintretende Frau, ob sie wirklich geschossen hätte, wenn er ein Engländer gewesen, erwiderte dieselbe, so wahr ich eine — bin — hier nannte sie einen Namen, der in diesem Kriege auch anderweitig viel Erwähnung gefunden — wären Sie ein Engländer, Sie lebten nicht mehr. Bei der Weiterfahrt versagt uns dann nachmittags eins von den beiden von Anfang an nicht sehr Vertrauen erweckenden Pferden. Mit Mühe bringen wir es nach einer Rast bis zur nächsten Farm, deren Gastfreundlichkeit wir somit in Anspruch nehmen müssen, die uns auch nach Landessitte gern gewährt wird. Bei der unvermeidlichen kurzen Pfeife, die aber wirklich hier im Lande bei dem milden Trans-

vaaltabak großen Genuß gewährt, verfließt der Abend schnell unter den üblichen Gesprächen über den Krieg, seine voraussichtliche Dauer und das Wunderbare, daß es dem kleinen Volke der Bauern bisher so gut gelungen, dem mächtigen Feinde Widerstand zu leisten. Immer wieder sprechen die einfachen Bewohner des Landes selbst ihr Erstaunen aus. Nach einfachem Abendessen suchen wir dann bald das, wie stets, gleich vorn am Flur gelegene Fremdenzimmer auf. Da kurz nach uns noch ein anderer Gast eingetroffen und nur ein breites und ein schmales Bett vorhanden, so entschließen wir beide uns, das breite gemeinsam zu benutzen. Doch ich habe nicht mit den Eigentümlichkeiten meines Lagergenossen gerechnet; so friedfertig derselbe im Wachen erscheint, so unfriedfertig ist er im Schlaf, immer wieder schlägt er um sich, so daß an ein Schlafen meinerseits nicht viel zu denken ist. Ein gehöriges Unwetter rauscht vom Himmel hernieder, der sich für seine lange Enthaltsamkeit zu entschädigen scheint; so kann ich das wenigstens beobachten und mich freuen, daß ich es nicht beim Nachtlager im Freien, das wir fast schon geplant hatten, über mich ergehen lassen muß.

25./1. Ganze Natur ist nach dem kräftigen Regen erfrischt, überhaupt scheint es hier mehr geregnet zu haben, denn die Steppe zeigt weniger die traurige Öde, wie bei Jakobsdal, vielmehr ein üppiges Grün. Nach zweistündiger Fahrt machen wir dicht vor der Paviankluft Halt. Zwei uns begegnende Bauern teilen uns mit, daß Nachrichten von mehreren für die Bauern sehr günstigen Gefechten in Natal gekommen. Das hebt auch unsern Mut wieder, schien es doch in dem ewigen Einerlei bei Jakobsdal, als wäre

den Bauern der frische Wagemut entschwunden und sollte endloses Zögern und träges Nichtsthun das weitere Bild dieses so energisch begonnenen Krieges bestimmen. So unter hoffnungsfreudigen Gedanken durchfahren wir die einzig schöne Strecke auf unserm Wege, die Paviansklust, die sich anfangs wie ein weites, zwischen ringsum schließenden steinigen Hängen gelegenes Wiesenthal darstellt, dann zwischen diesen Randhügeln sich verengend neben einem kleinen Flüßchen aufsteigt, dem zur Seite einige Bäume und Büsche der sonst so gleichförmigen Natur abwechselungsreicheres Leben geben. Auf den Höhen entlang führt uns dann unser Weg, um uns endlich das in der Tiefe vor uns liegende Bloemfontein zu zeigen. Nach abermaliger kurzer Rast fahren wir mittags in die Stadt ein. Mit bekannter Gastfreundschaft nimmt mich, keine Widerrede duldend, der Konsul in sein Haus. Nach einem erquickenden Bade und dem Mittagessen einigen wir uns dann in langer Besprechung über die Notwendigkeit und Art einer einheitlichen Oberleitung und Vertretung unserer Expedition der Regierung gegenüber. Abends gehen wir gemeinsam etwas in den deutschen Klub, um dort mit den Landsleuten einige Stunden zu verplaudern.

26./1. Morgens nach Springfontein gefahren. Von den Herren dort an der Bahn empfangen. Der Ort macht mit seinen freundlichen Häusern, die alle mit Veranda versehen, einen anheimelnden Eindruck. Die Bewohner haben dieselben fast völlig verlassen und nur einige Eisenbahnbeamte sind zurückgeblieben. Nach dem Essen sehen wir uns gemeinsam die für das Lazaret ausgewählten Häuser an. Etwas größeres Haus des Bahnarztes bietet ganz gutes

Haupthaus mit Raum für Operationssaal, Apotheke und Bureau, sowie einige Krankenräume. Anderen Häuser auch an sich ganz genügend, aber durch die Bahn getrennt und etwas abgelegen, deshalb erscheint in der Mitte ein Bindeglied der Lazaretanlage unentbehrlich und als solches ist einzig die sonst zu Erfrischungsräumen benutzte, auch mit Küche versehene nördliche Hälfte des Stationsgebäudes zu gebrauchen. Da der Pächter dieser jetzt leer stehenden Räume eine Entschädigung beansprucht, deren Zahlung die Regierung augenscheinlich scheut, so erbieten wir uns telegraphisch, diese für unser Lazaret notwendigen Räume ev. gegen Bezahlung der Entschädigung zu übernehmen.

27./1. Einigen uns über die einheitliche Führung der Bücher. Suchen dann gemeinsam den Missionar der unfern Springfontein gelegenen deutschen Kaffernmission Berlin auf, der hier die Leitung des Lazaret-Verpflegungsamtes übernehmen will. Schon von weitem sieht man dem von einem kleinen Blumengarten umgebenen Pfarrhause, der Anordnung und Anlage von Feldern, eines Dammes zum Ansammeln des Wassers u. s. w. die deutsche Arbeit an. Nachdem die Regelung des Depots ähnlich wie in Jakobsdal schnell besprochen, zeigt uns der freundliche Pfarrer noch seine Pflanzungen, die er selbst mit seinen schwarzen Zöglingen angelegt, die frische Quelle, welche ihm reichlich Wasser liefert. Eigentümlicher Weise entspringt in dem von ihr abfließenden Bach wenige Schritte später eine zweite Quelle mit deutlichem Schwefelwasserstoffgehalt. Bei der gesunden hohen Lage des Ortes, dem höchsten Punkt zwischen Pretoria und Kapstadt, giebt diese Quelle vielleicht dereinst Veranlassung für die Entstehung eines Badeortes hier. Kurz

vor dem Essen versammelt sich dann das ganze Personal zu einer kurzen Begrüßung und gemeinsamem Gedenken der Bedeutung des heutigen Tages, des Geburtstages unseres Kaisers. Feiern können wir denselben nicht weiter, da mittags die großen Kisten und Betten ankommen und somit, um möglichst schnell mit der Einrichtung des Lazarets in das Reine zu kommen und bei dem Fehlen einer großen Anzahl von Kaffern, die bei der Flucht der Einwohner gleichfalls zumeist entflohen sind, wir alle eifrigst an das Auspacken und Aufstellen gehen müssen.

28./1. Ein etwas stillerer Sonntag folgt. Der Herr Missionar hält in seiner kleinen aus selbstgebrannten Ziegeln von ihm und seinen Zöglingen errichteten Kirche Gottesdienst. Einfach wie das bescheidene Gotteshaus ist auch seine in afrikanischer Sprache gehaltene Predigt über den Text: Christus beruhigt das Meer. Auch im Leben des Christen toben die Stürme, aber Christus vermag sie zur Ruhe zu weisen, wie dort, wenn auch völlig erst dereinst im anderen Leben, wenn wir gelernt haben, gläubig und mit Vertrauen zu bitten, wie die Jünger im Schiffe auf dem Meere dies thaten. Eine Predigt, so recht passend für den Rest der kleinen Gemeinde, die durch den Kriegssturm über die Lande verstreut, und für uns, die derselbe Sturm hierher geführt.

31./1. Erhalten Mitteilung, daß wir Bahngebäude bekommen können, machen uns nun auch schleunigst an dessen Einrichtung. Zeitung bringt Nachricht über Schlachten am Tugela vom 24.—29., in denen die Bauern siegreich die zum Entsatz von Ladysmith heranrückenden Engländer zurückgeschlagen; im Süden und Westen scheint es ruhiger, so daß wie dereinst die Meldung „vor Paris nichts Neues" hier

schon die Nachricht sprüchwörtlich zu werden beginnt, von den übrigen Lagern wird gemeldet, alles „still en rustig".

5./2. Konsul kommt. Wir hatten vereinbart, nach Vollendung der Einrichtung des Lazarets selbst gemeinsam nach den Lagern bei Colesberg und Stormberg zu gehen, um mit den Kommandanten und Ärzten von der Front über die Art und Weise der Uebersendung von Verwundeten in das Lazaret Springfontein das Nötige zu vereinbaren, da hierüber von der Zentralstelle fast gar nichts bestimmt wird. Gleichzeitig sollen wir uns auf Aufforderung des Staatspräsidenten über die hygienischen Verhältnisse in den Lagern mit besonderer Berücksichtigung der immer mehr um sich greifenden Typhusgefahr orientieren und darüber nach der Rückkehr nach Bloemfontein Bericht erstatten. Da das Lazaret hier von der Regierung einen Lazaretzug, bestehend aus einem Arztwagen und 3–4 zur Überbringung von Verwundeten durch Aufhängen von Tragen hergerichtete Wagen, leider an Stelle des schönen Lazaretzuges von Transvaal, bekommen, so kann einer der Ärzte auf telegraphische Benachrichtigung je auf einer der beiden Bahnstrecken bis an das Ende der Bahn gehen und die Verwundeten selbst abholen, die bis dorthin allerdings auf Ochsen- oder Ambulanzwagen geschafft werden müssen. Einer der Herren von Springfontein soll mit uns zu den Lagern fahren.

6./2. Fahren mit der Bahn zunächst in Richtung Colesberg. Durch einen langen, tiefen Felsenausschnitt windet sich der Zug auf die Station Donkepoort los. Hier soll es den Engländern wohl schwer werden, hindurch zu kommen, wenn sie an der Bahn vordringen wollen. Dann erweitert

sich allerdings der Weg, je mehr wir in das breite Flußthal herabsteigen. Weite Steppen geben selbst den flüchtigen Straußen, deren wir mehrere von der Bahn aus sehen, Raum. Nach längerer Fahrt liegt das grüne Bett des Oranje-Rivers vor uns, die Grenze der Burenrepubliken, die aber ihre Kämpfer schon längst überschritten. Auf einer großen kühnen Brücke überschreiten wir den Fluß und erreichen gleich südlich das Ende der Bahn in der Station Norvals-Pont, denn weiterhin ist dieselbe von den Bauern unterbrochen. Hier soll für uns ein Wagen bereit stehen, um uns nach Colesberg zu bringen. Leider sind die dafür bestimmten Pferde, die wahrscheinlich (vielleicht auch der Kutscher) keine große Lust verspüren, bei der glühenden Sonnenhitze einen stundenlangen Weg zu machen, einen unbewachten Moment benutzend, in die Steppe entwichen. Mehrere Stunden vergehen, bis sie zur Pflicht zurückgeführt. So haben wir denn genügend Muße, uns die kleine, jetzt völlig in ein Depot umgewandelte Station anzusehen. Alle möglichen Vorräte sind hier aufgestapelt. Reges Leben hat sich entwickelt von Buren-Kommandos, die hier ausgeschifft werden, um zu den Lagern zu gehen, von anderen, die von dort kommen, um Vorräte zu holen ꝛc. Des Herumlaufens auf dem schattenlosen Bahnsteig müde, gehen wir in das Depot und suchen auf einem Sack, dessen Inhalt dem Gefühl nach Stiefel bilden, einige Zeit Ruhe. Endlich ist unser Wagen bereit, leider ist der Nachmittag schon ziemlich weit vorgeschritten und so wird es fast dunkel, bis sich in der Ferne der alles überragende steile Coleskopf zeigt, der jetzt das Zentrum der Stellung der Engländer bildet. Dunkler und dunkler wird der Abend, in der Ferne zeichnen sich zu

beiden Seiten des Weges die Wachtfeuer der Bauern ab, zwischen denen wir hindurch müssen. Um den immer mehr ermüdenden Pferden die Arbeit etwas zu erleichtern, steigen wir aus und gehen zu Fuß, bis in ungewissen Umrissen die Stadt vor uns auftaucht. Auf ein hell erleuchtetes Haus fahren wir los. „Ist hier hier ein Hotel"? — Höhnisch lachend wird uns erwidert, ja wir könnten hier aussteigen und Nachtlager bekommen, aber Verpflegung gebe es nicht. Kein Schade, da wir mit dem Nötigen versehen sind. Daß der Biedermann, wie er feierlich versichert, keinerlei starke Getränke mehr habe, erscheint durchaus glaubhaft. Allem Anschein nach hat er eben mit dem Vorrat gründlich geräumt, das beweist seine totale — Verunnüchterung.

7./2. Der Donner der Geschütze, die ihre Granaten von Coleskopf über die Stadt hin den Bauern entgegensenden, erweckt uns und erinnert uns, daß hier in Colesberg schon wiederholt friedliche Bewohner der Stadt den Kugeln zum Opfer gefallen. Grade als wir auf die Straße heraustreten, saust ein solcher Gast, zwar ziemlich hoch in der Luft, aber doch durch eine höfliche Verbeugung begrüßt, dahin. Zunächst suchen wir das im Orte befindliche Lazaret und die uns von früher bekannten Ärzte auf und besprechen das Nötige. Dann geht es hinaus zu den Lagern. Vor uns liegt der gewaltige Coleskopf, auf dessen steilen Höhen die Engländer ihre Geschütze mit Menschenkraft heraufwinden mußten und von wo dieselben jetzt über uns dahin donnern. Zunächst finden wir in einem kleinen Seitenthal das Lager der Ambulanz; zahlreiche Patienten sollen sich hier alle Tage einfinden, alles aber Kranke mit inneren Leiden meist leich-

terer Art. Ist doch der Bauer nur zu geneigt, hier, wo er Medizin umsonst bekommen kann, welche er sonst teuer vom Arzte erstehen muß, da er nicht die Konsultation, sondern nur die möglichst große Flasche Medizin bezahlt, sich solche zu holen. Wo man sich nur als Arzt erkennbar sehen läßt, kann man jetzt sicher sein, von den zufällig begegnenden Bauern mit den Worten begrüßt zu werden, ik is banje sik (sehr krank), worauf dann unfehlbar der Magen aller möglichen und unmöglichen Unthaten angeschuldigt wird. Daß wir nicht dauernd mit Medizin im Lande herumreisen, scheint den Leuten völlig unverständlich, manchmal liegt vielleicht dem Ganzen nur der Gedanke zu Grunde, etwas Alkoholisches, das sonst allerdings meist nicht genossen wird, als Medizin verordnet oder erlaubt zu bekommen oder auch wohl lediglich die Absicht, nur ein Gespräch anzuknüpfen. Der Alkohol, hier im Lande überhaupt kein großes Bedürfnis — die Mehrzahl der Bauern trinken selten solchen —, ist jetzt völlig verboten, nur auf Bescheinigung einer Behörde oder eines Arztes darf solcher käuflich verabfolgt werden. Nach einigem Aufenthalt bei der Ambulanz begeben wir uns zum Lager des Hauptkommandanten De Wet. In ihm lernen wir einen Mann kennen, der, wie man leicht sieht, aus besonderem Holze geschnitzt ist. Etwas über mittelgroß, von kräftiger Gestalt, eher schweigsam als redselig, macht er mit seinem intelligenten Gesicht von vornherein den Eindruck eines energischen Mannes, der da weiß, was er will, der erst sorgfältig wägt, dann aber auch wagt. Lange Zeit verbringen wir mit ihm und seinem Sekretär im Gespräch. Kommende und gehende Bauern geben uns Gelegenheit, ihn im Verkehr mit seinen Untergebenen zu

beobachten Ihre Unterhandlungen, die sich meist um einen von den Betreffenden erbetenen und nun motivierten Urlaub nach Hause drehen, zeigen ihn als wohlwollenden, doch nicht unüberlegt nachgiebigen Vorgesetzten. Sehr wohl begreift er die Wünsche derer, die nach monatelanger Abwesenheit im Kriege sich darnach sehnen, einmal wieder nach ihrer jetzt unter der Verwaltung der Frauen stehenden Farm zu sehen. Aber er weiß auch sehr wohl, daß es die relative Unthätigkeit der letzten Wochen ist, die mehr und mehr unter den im Felde Stehenden diesen Wunsch hervortreten läßt. Er sieht den besten Ausweg darin, daß wieder etwas geschehen müsse, und gerade jetzt sei, wie er sagt, einer seiner Unterfeldherren daran, einen Anschlag gegen den Feind auszuführen. Auch bei den Verhandlungen über unsere Angelegenheit, sowie über die hygienischen Verhältnisse finden wir bei ihm verständigeres Eingehen als sonst wohl. Dann gehen wir zu den einzelnen Lagern, zunächst zum Lukhoff-Lager, dicht an dem Paß, von dem aus man einen guten Überblick über die Stellungen der Engländer hat. Von da führt uns General Olivier, ein schon älterer, aber noch rüstiger Mann, nach dem Bethlehem-Lager, wo besonders viele Typhusfälle vorkommen. Nicht gefallen will uns, daß überall in den Lagern die Schlacht- und sonstigen Abfälle, mehrfach auch gefallenes Vieh, zerstreut herumliegend, beweisen, daß für die Regelung einer Lagerhygiene recht wenig geschieht. Die glühende Sonnenhitze hier zwischen den Felsmassen, die unendlichen Schwärme der Fliegen, die sich bald auf allerlei Abfälle, bald mit widerwärtigster Zudringlichkeit auf Hände und Gesicht setzen, lassen im Zusammenhang mit obigem befürchten, daß unter solchen Verhältnissen eine entstehende

Seuche leicht weitere Ausdehnung finden könnte. Unter dieſen Studien und Gängen iſt die Sonne immer höher geſtiegen und unſer Durſt allmählich ſo brennend geworden, daß wir, an der Bahnlinie ankommend, wo die Bauern eine längſt den Schienen laufende Waſſerleitung aufgebrochen haben, ſo daß nun wie aus einer Quelle klares, kühles Waſſer hervorſprudelt, der Einladung nicht länger widerſtehen können. Wir lagern uns auf den Bahndamm und machen einen kräftigen Frühſchoppen, freilich dieſes Mal in Waſſer, aber ſchmecken thut er doch, und da gerade Vater heute daheim ſeinen Geburtstag feiert, ſo wird ſein Wohl getrunken und die unvermeidliche Poſtkarte geſchrieben, leider ohne Anſicht, denn Wunder über Wunder, hier iſt eine Stelle auf der Erde mit kühlendem Naß, von der es noch keine Anſichtspoſtkarte giebt. Nachdem wir dann aus unſeren mitgebrachten Vorräten einen kalten Imbiß genommen und etwas geruht, beſprechen wir das Geſehene noch einmal mit dem Hauptkommandanten, vor deſſen Zelt eine erbeutete, ebenfalls wie alles Engliſche im Kriege mit Kakifarbe angeſtrichene Kanone ſteht. Eben werden auch einige gefangene Engländer eingebracht und alsbald weiter befördert. Weiter bringt uns darauf unſer Wagen zurück bis zur jetzt verlaſſenen Bahnſtation Achtertang, die wir in der Abenddämmerung erreichen. Hier hat eine Abteilung Depeſchenreiter ihr Hauptquartier aufgeſchlagen und bei ihr verbleiben wir für die Nacht. Gaſtfrei laden ſie uns ein, an ihrem kräftigen, ſelbſtbereiteten Abendeſſen teilzunehmen, Hammelfleiſch und Kartoffeln zuſammengekocht. Den Tiſch vertreten einige auf Kiſten gelegte Bretter, den Sitz bilden gleichfalls zumeiſt Kiſten. Einige auf Flaſchen geſteckte

Lichte werfen ein ungewisses Licht auf die meist ohne Jacke dasitzenden jugendkräftigen Gestalten, denen man ansieht, daß sie mit Lust ihrem schweren Dienst obliegen, zu zweit oder dritt bei Tage und Nacht sich durch das Land hindurchzufühlen, zwischen den weit verstreuten Kommandos so die Verbindung aufrecht erhalten, Befehle überbringen und Meldungen zwischen den Führern vermitteln. Dauernd hat einer von ihnen den Dienst am Telegraphenapparat, der nur zu häufig klappert, während wir in der schönen Nacht vor dem Hause sitzend unsere Pfeife rauchen und etwas plaudern. Immer wieder müssen zwei von unseren neuen Freunden aufsitzen und entschwinden bald im Dunkel der Nacht.

8./2. Der frühe Morgen zeigt uns erst, wie schön die Station Achtertang gelegen ist, am kleinen Wäldchen und See. Ein kühles Bad in letzterem erfrischt uns, bevor wir mit Dank von unseren Gastfreunden scheiden. An der Bahn entlang führt uns zunächst der Weg, bald zeigt sich eine gesprengte Brücke. In sich zusammengebrochen hat sich der kühne Eisenbau gesenkt und nur eine schwanke, stark verbogene Schiene zieht noch von einer Seite zur anderen. Gegen Mittag langen wir in Norrals-Pont wiederum an. Da gerade ein Kommando Bauern, das irrtümlich hierher dirigirt ist, einen Zug zur Rückfahrt besteigt, so schließen wir uns ihnen an. In Springfontein angekommen, finde ich Briefe von Hause vor, die mir zu Weihnachten zugedacht waren, etwas verspätet, aber doch eine rechte Weihnachtsfreude.

9./2. Erledige notwendige Schreiberei, dann wieder zur Bahn. Dieses Mal lassen wir uns den Arztwagen an den

Zug hängen, derselbe hat einen kleinen Apothekenraum, Schlafraum für den Arzt und einen etwas größeren Raum, in dem Konsultationen abgehalten, auch zur Not einige Kranke zur Beförderung untergebracht werden können. Auf dieser Seite geht die Bahn etwas weiter; bei Bethulie überschreiten wir den Oranje-River und werden über Burghersdorp bis weit in die Kapkolonie schließlich mit Extramaschine befördert. Bei einer kleineren Farm, etwa 2 Stunden von Stormberg, läßt die Maschine unseren Wagen zurück, da stehen wir denn für die Nacht in splendid isolation. Mit Not gelingt es uns, von einigen nach den Lagern reitenden Bauern die Zusage zu erlangen, daß wir am nächsten Morgen eine Karre bekommen sollen.

10. 2. Brechen um 5 Uhr auf. In Stormberg wird zunächst wieder der Arzt aufgesucht, der sich nach Monate langem Herumliegen im Felde jetzt in einem Hause einquartiert hat. Mit ihm wird das Nötige besprochen, dann gemeinsam mit einem alten Freunde aus Jakobsdal, dem dänischen Leutnant, den wir hier bei der Artillerie zu unserer Freude wiederfinden, ein Rundgang bei den Lagern und Kommandanten gemacht. Auch hier im allgemeinen die gleichen hygienischen Verhältnisse wie bei Colesberg. Hierdurch und durch Besprechungen mit den Feldkornets geht die Zeit bis tief in den Nachmittag hinein hin. Auch hier sehen wir von den Vorposten der Bauern die englischen Stellungen, ihre Zelte und Geschütze drüben auf den gegenüberliegenden Hügeln. Im Vorübergehen wird uns der Ort des letzten Gefechtes und die Stellungen, welche die Engländer hier bei Stormberg ohne Schwertstreich aufgegeben haben, gezeigt. Fast uneinnehmbar scheint der

Hügel, auf dem sie ihre Geschütze aufgepflanzt hatten und von dem aus sie sich an Wegen und Zäunen die Entfernungen ganz genau markiert hatten. Ein in der Mitte der Ebene gelegenes Häuschen ist durch Panzerung mit Eisenbahnschienen und eingeschnittenen Schießscharten in ein kleines, aber festes Fort umgewandelt. Trotz all dieser Vorbereitungen dieser unbegreifliche Rückzug! Mit Wagen geht es zunächst nach der Bahn, wo wir unseren Arztwagen wohlbehalten wieder vorfinden. Ein Zug nimmt ihn auf und bringt uns abends bis Burghersdorp, wo wir übernachten.

11/2. Besehen uns ein kleines, von englischen Familien der Stadt eingerichtetes Lazaret, in dem einige englische Offiziere liegen. Einen geradezu erschütternden Anblick bietet einer derselben, ein Oberst, der uns als einer der eifrigsten Sportsmänner geschildert wird. Jetzt liegt er, durch zahlreiche Shrapnelschüsse getroffen, da. Ein Bein und an beiden Händen mehrere Finger sind amputiert, auch der Rumpf mehrfach verletzt. Die schwere Verwundung, Fieber und Blutverlust haben dem Unglücklichen den Verstand getrübt. Laut delirierend liegt die Jammergestalt da. Und nun ist auf Verlangen der jugendlichen Gattin die Auswechselung des schwer Verwundeten beantragt. Der Arzt, der die Verantwortung weder für den Transport noch für die Verweigerung allein tragen mag, fordert unser Urteil. Hart ist es, aber der Transport jetzt wäre sicherer Tod, der auch so wohl kaum noch lange auf sich warten lassen wird, für den Verwundeten selbst freilich nur eine Erlösung. Durch Mißverständnisse aller Art gelingt es uns erst nachmittags fortzukommen und dann nur noch die Grenze zu erreichen.

12./2. Kehren nach Springfontein zurück. Ein Gerücht, daß Jakobsdal gefährdet sei, wird von dem uns begegnenden Staatssekretär als unzutreffend bezeichnet. Ein Telegramm liegt nicht vor. Unsere Reise hat uns die Überzeugung gegeben, daß einer der Herren vom Lazaret Springfontein in Norvals-Pont eine Verband- und Verwundeten-Sammelstation errichten müsse. Das Diesbezügliche wird vereinbart. Auch sonst zeigt sich bereits der Erfolg unserer Besprechungen, ein größerer Verwundeten-Transport ist telegraphisch angemeldet.

13./2. Gegen Morgen trifft Dr. F., der zur Abholung der Verwundeten mit dem Lazaretzuge heruntergegangen ist, mit diesen ein. Einer darunter ist durch den Unterleib geschossen, als er sich gerade eines eroberten Maxims bemächtigen wollte, und bedarf sofortiger Operation. Es ist einer von den Depeschen-Reitern in Achtertang, mit denen wir damals gemeinsam das Abendbrot verzehrten, jetzt liegt er blaß und schwer getroffen vor uns. Sofort machen sich die Herren an die Operation. Mittags kommen noch einige Verwundete. Ein junger Engländer, der durch das Knie geschossen ist, macht ein sehr ängstliches Gesicht; was mag ihm alles von den Barbaren erzählt sein, in deren Hände er jetzt gefallen! Dankbar leuchten seine Augen auf, als ich ihn englisch anrede und sage, daß er hier in das deutsche Lazaret komme, und er sieht, wie einige im Zuge befindliche Bauern ihn freundlich beim Verlassen des Wagens unterstützen. Stolz zeigt ein im Zuge befindlicher Bauer seinen Kameraden eine erbeutete, bis auf die Spitze mit gelbem „Kaki" bemalte Lanze. Fahre dann abends nach Bloemfontein zurück.

14./2. Sehe mir das am Südabhange der Nordberge freundlich gelegene Volks-Hospital an, das jetzt mit einem Teil seiner 100 Betten für Verwundete dient. Einige derselben von uns hierher gesandt. Regele dann unsere Geldverhältnisse mit der Bank, da in Jakobsdal kein Bankinstitut und wir nicht wissen, wie lange wir dort bleiben. Dann berichten wir gemeinsam dem Präsidenten über unsere Erfahrungen auf der Reise; derselbe bittet uns, diesen Bericht schriftlich niederzulegen. Ganzen Nachmittag und Abend daran gearbeitet, nur 1 Stunde Unterbrechung, da Präsident Wunsch geäußert, möchte um 5 Uhr zum Thee kommen, damit er mich seiner Frau Gemahlin vorstellen könne. Diese empfängt uns in dem großen schönen Saal des Präsidialgebäudes, sehr liebenswürdig, äußert ihr Bedauern, daß sie seiner Zeit durch Krankheit behindert gewesen sei, uns bei der Ankunft zu begrüßen.

15./2. Zum Glück ist ein Ambulanzwagen von uns aus Jakobsdal gekommen, mit dem ich zurückfahren kann. Sonst wäre es sehr schwierig, jetzt einen Wagen dorthin zu bekommen. Die Wagenführer, 2 zur Ambulanz herzugezogene Bürger Jakobsdals, berichten, daß in einiger Entfernung von Jakobsdal ein Gefecht stattgefunden habe. Außerdem aber kommen heute Gerüchte, daß unfern Jakobsdal die Engländer vorgerückt seien. Auf der Regierung, wo ich Erkundigungen einziehe, ist man auch nicht genau unterrichtet, von welcher Seite etwa die Gefahr drohe: ob von Süden oder Norden. Da dies für die Auswahl des Weges nach Jakobsdal für mich wichtig ist, soll ich von Petrusberg, das wir morgen Nachmittag erreichen können, noch einmal telegraphisch hier anfragen. Mittags machen wir uns auf

die Fahrt, 2 Maultiere und 4 Pferde ziehen unseren ganz bequemen Wagen. Gegen Abend erreichen wir die zur Nachtruhe bestimmte Farm. Der Mann ist im Felde, aber die Frau, die jetzt hier haushält, empfängt uns mit ihrer großen Schar Kinder, von denen der älteste, 16jährige Sohn sehr darauf brennt, ebenfalls zur Front zu gehen, woran er zur Zeit nur dadurch verhindert ist, daß er durch den Stoß einer Kuh am Fuß verwundet wurde.

16./2. Setzen in der Frühe unseren Weg weiter fort vorbei an einer schönen baumreichen Farm, auf der große Heerden von Springböcken gehalten werden. Diese Tiere gewähren uns in ihren munteren Spielen im Vorbeifahren einen prachtvollen Anblick, besonders wenn sie, den Kopf zwischen die Vorderbeine streckend, den Rücken zusammengekrümmt, sich mit allen vier Füßen zugleich vom Boden hoch in die Luft schnellen. Unterwegs hören wir wiederholt, daß in der Gegend von Jakobsdal gefochten sein soll; wunderbar, daß dann von dort kein Telegramm an mich gekommen, wie verabredet. Eins unserer Pferde lahmt immer stärker, trotzdem erreichen wir Petrusberg rechtzeitig. Auch hier ist man nicht genau orientiert. Die Gefechte sollen südlich Jakobsdal, etwa bei Blanbank, stattgefunden haben, dort aber sehr starke Bauernmassen dem Feinde entgegenstehen. Andererseits soll aber auch nördlich von Jakobsdal Cronje in Kampf verwickelt sein. Da die Auswahl des Weges immer schwieriger, frage ich telegraphisch in Bloemfontein an, auf welchem Wege ich noch am besten durchkommen kann; scheint doch aber recht schwierig werden zu wollen, da ich gerade unter diesen Umständen sicher wieder zum Lazaret muß. Als ich vom Telegraphenamt komme,

treffe ich auf einen Trupp von Bauern, die zur Verstärkung der Truppen südlich Jakobsdal gehen wollen. Sie sind vor dem Ort abgesessen und zu einem Feldgottesdienst zusammengetreten, die Büchse umgehängt, die Pferde an der Hand. Mit ernsten Worten ermahnt sie ein junger Geistlicher, nicht zu vergessen, daß überall der Herr ihnen nahe sei, und ob sie vielleicht im Kampfe verzagen möchten, „der Herr ist bei Euch". So hat mich noch selten ein Gottesdienst ergriffen, wie dieser hier bei den Männern, die vielleicht morgen schon im blutigen Ringen ihr Gottvertrauen beweisen sollen. Auch für mich kann es morgen wohl einen schweren Tag geben, denn immer ernster werden die Gerüchte von nahen Kämpfen, und von Bloemfontein kommt keine Antwort, auch abends ist eine solche noch nicht da. Meine Begleiter zeigen immer weniger Lust zur Weiterfahrt, besonders als noch einige Ambulanzleute flüchtend ankommen, die sagen, daß Cronje versprengt sei. Sie selbst seien, so schildern sie mit düsteren Farben, von den Engländern gefangen genommen, geplündert und dann erst nach längerer Zeit entlassen. Von ihrem führenden Arzt wollen sie nichts wissen. Nun wird mir die Sache aber zu bunt, ich dränge zur Nachtruhe, da wir morgen früh heraus müssen, vor Allem aber, um meine Leute nicht noch graulicher machen zu lassen. Schon erklären sie, sie würden so früh nicht aufwachen, der Wirt meint, der Hausdiener könne um 4 Uhr nicht wecken, dann werde ich es selber thun.

12./2. Wecke um 4 Uhr. Endlich um 5 Uhr ist der Wagen angespannt. Da wir keine weitere Andeutung über den Weg bekommen können, so müssen wir eben den kürzeren wählen. Leicht wird es nicht, meine Begleiter hierzu

zu bestimmen, besonders als bald nach unserer Abfahrt einige Schüsse fallen und uns mehr und mehr Flüchtlinge auf diesem Wege entgegenkommen. Dabei lahmt auch das eine Pferd immer mehr. Wagen, mit Hausrat beladen, begegnen uns, da die Engländer schon anrücken sollen; wir sind und bleiben die einzigen, die in der entgegengesetzten Richtung vordringen. Schließlich in Emmaus müssen wir uns nach mehrstündiger Fahrt entschließen, unser Pferd umzutauschen. Ich stelle dem uns sein Pferd überlassenden Bauern eine Bescheinigung aus, daß er auf mein Verlangen sein Pferd für die deutsche Ambulanz hergegeben habe, dann geht es weiter. Wieder begegnet uns ein flüchtender Kaffer, der erklärt, die Engländer schössen hinter den nächsten Bergen hervor, abermals ein Grund für meine Begleiter, mir den Vorschlag zu machen, wir wollten in einen Nebenweg einbiegen, auf dem wir auf Umwegen nach Jakobsdal kommen könnten. Auf meine bestimmte Erklärung, der gerade Weg ist der beste, sagen sie: „Wenn aber die Engländer uns anschießen"? Meine Antwort: „Ihr seid Freistaaten-Bürger und im Kriege mit England, und ich bin deutscher Soldat, für den das Angeschossenwerden im Kriege noch lange nicht das Schlimmste ist, was ihm passieren kann, um uns alle ist es also weiter nicht schade", überzeugt sie endlich, daß das bei mir nicht verfängt. Also weiter. So ganz sicher erscheinen sie mir doch nicht, und da ich den Weg nicht kenne, aber jetzt weiß, daß er genau nach Westen, so kontroliere ich sie mit dem Kompaß in der Hand. Um 12 Uhr machen wir Mittagsrast an einem Damm; hier rastet schon eine Viehherde auf der Flucht, begleitet von einigen Kaffern und einem 11jährigen Bauernjungen. Ein echter Sohn seines

Landes, kommt er sofort, als er unsere Absicht, auszuspannen bemerkt, herangeritten, um den Fremdlingen dabei behülflich zu sein. Ein prächtiger Junge, so selbstverständlich findet er sich in seine gewiß nicht beneidenswerte Lage. Während wir noch rasten, kommen einige fliehende Frauen aus Jakobsdal, Großmutter, Mutter und 3 Kinder, sonst wohlhabende Leute, jetzt zusammengedrängt auf dieser einzigen Karre, welche die Großmutter selbst führt. Unter Thränen erzählen sie uns, daß Jakobsdal beschossen und jetzt von den Engländern besetzt sei. Nun also ist unsere Frage gelöst, wir müssen eben gerade hineinfahren und sehen, daß wir möglichst ungehindert durchkommen; wer weiß, ob man es uns sonst gestattet, uns mit dem Lazaret wieder zu vereinigen und dann gemeinsam seiner Zeit zu den Bauern, zu denen wir gesandt sind, zurückzukehren. Das Lazaret das erfahren wir noch, ist mit allem Personal unverletzt. Kommen dann bei zerstörter Farm vorbei, auf einer anderen weht die weiße Flagge. Ein großer abgesengter Fleck hat allen Anzeichen nach einer starken englischen Macht als Lager gedient. Noch einmal kommt meinen Begleitern die Sorge um ihr Hab und Gut, das im Wagen; ich sollte doch, wenn wir angehalten würden, alles für das meine erklären. Statt dessen weise ich sie an, sie sollten nur ruhig zufahren und unter allen Umständen nur halten, wenn ich es anordnete, sonst sich um nichts kümmern. Ein auf dem Wege liegender zerschnittener Telegraphendraht belehrt uns darüber, warum keine Nachrichten von all' diesem früher an die Regierung gelangt. Endlich liegt Jakobsdal vor uns, ringsum sehen wir die Zelte und Lager der Engländer. Im munteren Trabe geht es darauf los. Ein Posten, der

nicht recht weiß, was mit meiner ihm augenscheinlich fremden Rote-Kreuzuniform anzufangen, ist unschlüssig, ob er salutieren oder uns anhalten soll; endlich entschließt er sich unter meinem forschenden Blick zu ersterem und wir fahren glatt durch, direct vor das Lazaret. Wenn auch in Feindes Hand, fühle ich mich doch zu Hause. Hier höre ich denn, von allen begrüßt, die kaum geglaubt hatten, daß ich durchkommen würde, die Berichte über das Erlebte. Mehrmals waren die anderen Herren mit Pflegern als Ambulanz herausgewesen, da in einiger Entfernung kleinere Gefechte stattfanden, einmal von einer Husarenpatrouille gefangen genommen. Die Engländer seien dann, von Süden her vorringend, am 14. in Jakobsdal plötzlich eingerückt, doch wieder herausgegangen und dicht vor dem Dorfe mit einer Bauernabteilung handgemein geworden. Am 15. seien sie dann wiedergekehrt und hätten nach 2stündigem Kampfe mit den vor und zu den Seiten des Dorfes liegenden Bauern diese vertrieben, das Dorf in Besitz genommen. Zahlreiche Kugelspuren an den Wänden des Lazarets zeigten, wie manches Geschoß hier eingeschlagen.

18./2. Der jetzige Stadtkommandant erkundigt sich, ob wir nicht Bauern-Rekonvaleszenten an Engländer abgeben wollten. Sage ihm, wenn wir dies thäten, dann arbeiteten wir nicht mehr für die Bauern und müßten uns nach der Genfer Konvention zurückziehen. Darauf kommt er nicht wieder auf seinen Vorschlag zurück. Abends wird angefragt, ob wir einige englische Verwundete aufnehmen können. Da mittlerweile viertes Haus zum Lazaret hinzugenommen und in der Kaffernkirche Platz ist, sind 40 Betten verfügbar. In der Nacht kommt dann ein endloser Zug von

Ochsenwagen, je mit 7—8 Verwundeten beladen. Indem wir die einzelnen Wagen nacheinander bei uns vorbeifahren lassen, suchen wir uns diejenigen, die am meisten einer alsbaldigen Lazarethülfe bedürfen, aus und bringen dieselben bei uns unter.

19./2. Bericht angefertigt und über Kapstadt abgesandt.

21./2. Erhalte telegraphische Aufforderung vom Oberstkommandierenden der Engländer, da viele schwer Verwundete, mit Ambulanz behülflich zu sein. Wo das Schlachtfeld ist, kann uns nicht genau gesagt werden. Schließen uns daher den am Abend herausgehenden englischen Ambulanzwagen an. Nach mehrstündiger Fahrt weiß Niemand in der dunkeln Nacht weiter den Weg anzugeben, daher Halt und Nachtruhe. Die zum Befördern der Verwundeten mitgenommenen Tragen geben uns, wenn auch große Flecke, von altem Blut herrührend nur allzu sehr an ihren traurigen Beruf erinnern, ein gutes Lager.

22./2. Morgens wurde etwas Thee und Bisquit verteilt, dann setzen wir unseren Weg fort. Derselbe scheint doch viel weiter zu führen, als man angenommen hatte, denn danach hatten wir geglaubt, am Mittag etwa spätestens zurück zu sein. Weiter und weiter geht es am Modder-River entlang, vorbei an zerstörten Farmen. Fast gezeichnet ist der Weg durch zahlreiche gefallene Pferde und Ochsen, jetzt den unzähligen Aasgeiern ein Sammelpunkt. Hier und da kommen wir auch an einem kleinen englischen Lager vorüber. Ein großer Zug Ochsenwagen, alle beladen mit Verwundeten, kommt uns entgegen, aber noch viele sollen vor uns sein. Endlich am Mittag ist die Furt durch den Modder-River erreicht, steil geht es die Ufer hinab, bis

unter den Bauch geht den Tieren das Wasser des majestätisch dahinrauschenden Stromes. Zum Unglück verfängt sich eins unserer Tiere auch noch mitten in der Strömung im Geschirr, doch mit Ruhe gelingt es uns, glücklich hindurch und drüben das steile Ufer wieder hinauf zu kommen. Starke Reiterabteilungen kommen uns entgegen. Hoch in der Luft krepierende Shrapnels zeigen uns, daß die Blutarbeit schon wieder begonnen, bald aber wird zweifelhaft, ob wir auf richtigem Wege. Der begleitende englische Arzt reitet zurück, während wir unser frugales Mahl, etwas Bisquit und bulled beef einnehmen, hatten wir uns doch gar nicht auf weitere Verpflegung eingerichtet. Dann heißt es den Weg zurück, wieder hindurch durch die Furt und nun auf der anderen Seite vor. Etwa um 4 Uhr erreichen wir die englischen Feldlazarete, von denen wir, so erfahren wir jetzt, Verwundete fortschaffen sollten. Nun, bis morgen müssen wir wohl unseren ermüdeten Tieren Ruhe gönnen. Nur in der Ferne grollt noch der Donner der Kanonen. Bei einem Versuch, uns über die Schlachtfelder der letzten Tage zu orientieren, werden wir von einem Platzregen überrascht, daß bald kein Faden an uns trocken ist, ein zweiter, später aufgenommener Versuch verläuft ebenso; da mittlerweile auch die Kühle des Abends gekommen, die sich bei dem durch und durch triefenden Zeuge besonders unangenehm bemerkbar macht, so kriechen wir resigniert in unsere Wagen, wickeln uns in die Decken und rauchen eine Pfeife.

23./2. Sollten morgens unsere Verwundeten bekommen, wieder aber hebt weit am rechten Flügel das Feuern an. Vor uns, so erzählten die Engländer, liegt in der Fluß-

niederung Cronje mit seinen Leuten, wie sie behaupten, ringsum eingeschlossen. Warum dann aber das heftige Fechten dort rechts in der Ferne? Versucht Cronje dort durchzubrechen, rücken dort andere Bauernscharen an? Darüber giebt man uns keine Auskunft, führt uns auch nicht dorthin, läßt uns nicht zurück. Vielmehr behauptet jetzt der englische Generalarzt, er müsse unseren Ambulanzwagen bis zu den Gefechten der nächsten Woche zurückbehalten und läßt sich auf nichts weiteres mehr ein. Lord Roberts ist herausgeritten, so müssen wir seine Rückkehr abwarten. Unermüdlich sind während dessen die Totengräber an der Arbeit, die Opfer der letzten Schlachten zu begraben. Dort am Hügel, von dem aus man in der Ferne das Lager Cronje's sieht, ist schon ein langes Massengrab geschlossen, daneben mehrere Einzelgräber für Offiziere, und immer neue Opfer werden hingeschleppt und eingesenkt. Dicht an unserem Halteplatz treffe ich auf ein Grab, das seinem Umfange nach für drei Leichen bestimmt, soeben wird eine derselben hineingelegt, dann kehren die Träger nach einem in der Nähe stehenden Zelt zurück. Ich schließe mich ihnen an, andere sind im Zelt dabei, einer Leiche das Antlitz mit einem Tuch zu verhüllen und sie dann in die Schlafdecke zur letzten Ruhe einzunähen. Es ist, so erfahre ich, ein englischer Arzt, der gestern gefallen; ein Schuß durch Kopf und Brust hat seinem Leben hier im fernen Afrika ein Ziel gesetzt. Auch er wird in das kühle Grab gelegt, der Geistliche spricht den Segen. — Nunmehr kehrt Lord Roberts zurück; ein Offizier des Stabes, an den ich mich wende, fordert uns auf, noch einmal mit ihm zum Generalarzt zu gehen. Wieder derselbe Erfolg — „ich brauche den Wagen

Lazaret sind, nicht als Gefangene ansehen. Der Pferdetransport stellt sich als ein englischer heraus und englische Offiziere behaupten, daß Cronje bereits in der Nacht mit seinen Leuten nach Modder-River-Station auf anderen Wegen gebracht sei.

2./3. Als wir morgens gerade bei Operationen und Gipsverbänden sind, kommt einer der Herren von Paardeberg mit Verwundeten; müssen uns sofort daran machen, einen Mann mit schwerem Schädelschuß, aus dem Gehirn hervorquillt, zu operieren. Verwundete erzählen uns, daß Cronje sich thatsächlich mit der Hälfte seiner Leute ergeben hat — die andere Hälfte hatte sich vorher durchgeschlagen — und zwar am 27./2., dem Ehrentage der Bauern, an dem sie einst im Befreiungskriege heldenmütig den Majuba Hill stürmten, den Engländern nur zu gut erinnerlich, wie ihre Rufe bei den ersten Siegen: „Majuba ist gerächt", beweisen. Wo sind die kühnen Stürmer von damals? Fast möchte man im Hinblick auf das thatenlose Herumliegen Cronje's 2½ Monat seit der Schlacht von Magersfontein glauben, die alten Helden seien ausgestorben. Nachmittags kommt der andere Arzt mit weiteren Verwundeten und erzählt, daß von den etwa 160 Verwundeten der Bauern die 40 am schwersten Verwundeten in unser Lazaret kommen würden. Die Leute sind zum Teil in einem schrecklich verwahrlosten Zustande, bis zu 10 Tagen ohne ärztliche Behandlung gewesen. Müssen als Operationszimmer noch schnell das kleine Zimmer vorn herrichten, um in beiden zugleich die neu Ankommenden gründlich zu versorgen. Ein scheußlich verjauchter Oberkieferschuß macht die meiste Mühe. In der Nacht tritt aus der Wundhöhle eine erneute starke

Blutung auf, in welcher der Mann erstickt, trotzdem ich noch in aller Eile den Luftröhrenschnitt mache.

3./3. Da viele der neu Eingelieferten mit ihren vereiterten Wunden der Operation bedürfen, so teilen wir uns wieder wie gestern und operieren den Vormittag über in beiden Zimmern. Erfahren heute, daß englische Truppen im Ort durch andere kleinere Abteilungen ersetzt werden sollen.

5./3. Von Paardeberg sollen nur noch einige Verwundete hierher gesandt werden, dann die übrigen ebenso wie englischen nach Kimberley gehen. Da wir von den Boeren überall durch englische Truppen abgeschlossen, somit nicht mehr darauf rechnen können, hier für dieselben zu wirken, auch unsere Hoffnung, durch Wiedereinnahme von Jakobsdal durch die Boeren würden diese ihre hier liegenden Verwundeten an sich ziehen, bei der Länge der Zeit vollkommen aussichtslos erscheint, so beschließen wir, unsere jetzigen und die noch kommenden Verwundeten in etwa 14 Tagen so weit zu versorgen, daß wir dieselben außer Gefahr wissen. Inzwischen wollen wir allmählich die transportablen Verwundeten an die Engländer abgeben, zumal die Verpflegung immer einseitiger und mangelhafter wird. Scheue mich aber wirklich davor, dies unsern Bauern mitzuteilen, daß sie nunmehr in die Gefangenschaft müßten; hatten solch Zutrauen zu uns und waren so dankbar, daß wir sie nicht verlassen. Nehmen aber Mitteilung weniger tragisch auf, als ich gedacht, vielen geht es zwar augenscheinlich sehr nahe, andere aber freuen sich auf die frische Kost, die sie nachher in Kapstadt zu erhalten gedenken. Nachmittag kommt ein Hagelwetter vom Himmel, wie ich es nie im Leben gesehen, buch-

Lazaret sind, nicht als Gefangene ansehen. Der Pferdetransport stellt sich als ein englischer heraus und englische Offiziere behaupten, daß Cronje bereits in der Nacht mit seinen Leuten nach Modder-River-Station auf anderen Wegen gebracht sei.

2./3. Als wir morgens gerade bei Operationen und Gipsverbänden sind, kommt einer der Herren von Paardeberg mit Verwundeten; müssen uns sofort daran machen, einen Mann mit schwerem Schädelschuß, aus dem Gehirn hervorquillt, zu operieren. Verwundete erzählen uns, daß Cronje sich thatsächlich mit der Hälfte seiner Leute ergeben hat — die andere Hälfte hatte sich vorher durchgeschlagen — und zwar am 27./2., dem Ehrentage der Bauern, an dem sie einst im Befreiungskriege heldenmütig den Majuba Hill stürmten, den Engländern nur zu gut erinnerlich, wie ihre Rufe bei den ersten Siegen: „Majuba ist gerächt", beweisen. Wo sind die kühnen Stürmer von damals? Fast möchte man im Hinblick auf das thatenlose Herumliegen Cronje's 2½ Monat seit der Schlacht von Magersfontein glauben, die alten Helden seien ausgestorben. Nachmittags kommt der andere Arzt mit weiteren Verwundeten und erzählt, daß von den etwa 160 Verwundeten der Bauern die 40 am schwersten Verwundeten in unser Lazaret kommen würden. Die Leute sind zum Teil in einem schrecklich verwahrlosten Zustande, bis zu 10 Tagen ohne ärztliche Behandlung gewesen. Müssen als Operationszimmer noch schnell das kleine Zimmer vorn herrichten, um in beiden zugleich die neu Ankommenden gründlich zu versorgen. Ein scheußlich verjauchter Oberkieferschuß macht die meiste Mühe. In der Nacht tritt aus der Wundhöhle eine erneute starke

Blutung auf, in welcher der Mann erstickt, trotzdem ich noch in aller Eile den Luftröhrenschnitt mache.

3./3. Da viele der neu Eingelieferten mit ihren vereiterten Wunden der Operation bedürfen, so teilen wir uns wieder wie gestern und operieren den Vormittag über in beiden Zimmern. Erfahren heute, daß englische Truppen im Ort durch andere kleinere Abteilungen ersetzt werden sollen.

5./3. Von Paardeberg sollen nur noch einige Verwundete hierher gesandt werden, dann die übrigen ebenso wie englischen nach Kimberley gehen. Da wir von den Boeren überall durch englische Truppen abgeschlossen, somit nicht mehr darauf rechnen können, hier für dieselben zu wirken, auch unsere Hoffnung, durch Wiedereinnahme von Jakobsdal durch die Boeren würden diese ihre hier liegenden Verwundeten an sich ziehen, bei der Länge der Zeit vollkommen aussichtslos erscheint, so beschließen wir, unsere jetzigen und die noch kommenden Verwundeten in etwa 14 Tagen so weit zu versorgen, daß wir dieselben außer Gefahr wissen. Inzwischen wollen wir allmählich die transportablen Verwundeten an die Engländer abgeben, zumal die Verpflegung immer einseitiger und mangelhafter wird. Scheue mich aber wirklich davor, dies unsern Bauern mitzuteilen, daß sie nunmehr in die Gefangenschaft müßten; hatten solch Zutrauen zu uns und waren so dankbar, daß wir sie nicht verlassen. Nehmen aber Mitteilung weniger tragisch auf, als ich gedacht, vielen geht es zwar augenscheinlich sehr nahe, andere aber freuen sich auf die frische Kost, die sie nachher in Kapstadt zu erhalten gedenken. Nachmittag kommt ein Hagelwetter vom Himmel, wie ich es nie im Leben gesehen, buch-

stäblich über taubeneigroße Stücke Eis fallen vom Himmel, auf vielen Stellen liegen dieselben in großen Haufen zusammen. Auf unserem Blechdach machen diese herniederrasselnden Stücke ein ununterbrochenes Geknatter wie Kleingewehrfeuer, und zwar von solcher Stärke, daß wir uns im Zimmer laut schreiend nicht verständigen können. Zweige werden von den Bäumen geschlagen, die auf dem Platze angebundenen Pferde reißen sich los, Fensterscheiben springen in Stücke, kurzum, es ist der wahre Hexensabbat.

6./3. Immer noch sind an den eintreffenden Cronjeschen Verwundeten Operationen nötig; da sieht man erst den Unterschied, wie anders sich vernachlässigte Wunden verhalten gegenüber der Gutartigkeit, welche die modernen Kleinkaliberverletzungen uns im allgemeinen zeigen, wenn sie von vornherein sachgemäß behandelt sind. Da der Stadtkommandant uns Erlaubnis zum Passieren der englischen Linien auf unserem beabsichtigten Zuge zurück zu den Bauern nicht selbständig geben zu können glaubt, so richte ich ein diesbezügliches schriftliches Gesuch an den Oberst-Kommandierenden Lord Roberts; zugleich bitte ich darin, uns zu gestatten, daß wir uns Zugtiere für unsere Ochsenwagen beschaffen. Dieses Gesuch will der Stadtkommandant, der uns immer sehr freundlich entgegengekommen, mitnehmen.

9./3. Da heute wieder ein Verwundetentransport abgeht, begleite ich diesen nach Modder-River-Station, um zu sehen, ob ich von dort nicht einige Verpflegungsartikel mitbringen kann. Abends und morgens Fett aus dem Schwanz des Fettsteißschafes und ein kleines Stück Corned beef immer wieder, ist doch wirklich etwas zu schmale Kost bei dem ewigen Hammel am Mittag. Englischer Offizier, der

Transport leitet, ist augenscheinlich sehr froh, als wir in Karre ankommen, fragt, ob wir denselben Weg fahren und ob er — wenn einer stürbe — einen reitenden Boten an uns schicken könnte. Scheint auf früheren Transporten schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Beruhigen ihn, daß wir solche Verwundete nicht abgeben, aber doch in der Nähe bleiben würden. So kommen wir nur langsam vorwärts. Auch hier überall gefallenes Vieh. Mittags machen wir kurze Rast an Farm am Modder-River. Der Besitzer ist nicht zu Hause, aber die Kinder scharen sich neugierig um uns, als wir unser heute aus einer Büchse Heringe und Brot bestehendes Mittagsbrot verzehren. Eine sehr gute englische Pontonbrücke führt uns auf die andere Seite des Flusses. Noch einmal lassen wir den Zug der Verwundeten vorbeipassieren, alle sind wohlauf und munter, dann fahren wir hinein in den kleinen Ort. Wir haben Glück, alle möglichen Sachen sind in den verschiedenen Geschäften zu haben; so fahren wir denn von einem zum anderen, aufkaufend und immer voller unsere Karre beladend. Sogar Würste in Fett konserviert giebt es, welche Schlemmerei! Reich beladen machen wir uns nachmittags auf den Heimweg. Einige Ochsen sperren denselben. Während die übrigen wenigstens etwas ausweichen, bleibt der eine, augenscheinlich gut gesättigt, ruhig liegen. Einen Ausweg giebt es nicht mehr, das eine Rad unsrer zweirädrigen Karre geht über ihn hinweg, wodurch wir in eine bedenklich schiefe Lage kommen. Alles ist das Werk eines Augenblicks. Unsern fetten Freund hat die doch sicher etwas unsanfte Berührung gar nicht in seiner Seelenruhe gestört. Wiederkäuend sieht er uns, liegen bleibend, dumm nach. Im Lazaret angekommen, bauen wir

alle unsere schönen Einkäufe auf und rufen dadurch allgemeine Freude hervor. Seit längerer Zeit schmeckt das Abendbrot einmal wieder und wird nicht nur zur Selbsterhaltung eingenommen. Auch die gewöhnliche Prozedur des Engerschnallens des Leibriemens nach genossener Mahlzeit ist heute nicht nötig; der meinige ist im Laufe der letzten 8 Wochen um etwa 15 cm zusammengeschnürt und vielen anderen geht es nach dem Aussehen ähnlich.

11.3. Sitzen morgens gerade vor dem Lazaret zusammen, um Abschiedsgruppen-Aufnahme zu machen, da kommt englische Patrouille; Führer tritt auf mich los und überbringt Brief, über den er Quittung erbittet. Hiernach die Antwort von Lord Roberts. Nebst sehr liebenswürdigen Dankesworten für unsere Thätigkeit an englischen Verwundeten alle erbetene Erlaubnis gewährt, können frei durch zu den Bauern zurück; so wird das durch die letzten Einkäufe verschönte Mittagsessen zum Festdiner.

12.3. Stellen zunächst einmal fest, wie viel Personen den Zug mitmachen werden. In erster Linie müssen wir natürlich auch die Damen, die unsere Küche besorgt, mitnehmen, wie viele sind das aber. Seiner Zeit war unsere Hausdame zu mir gekommen, sie bedürfe Hülfe — wie immer — und eine auswärtige Nichte sei bereit, zu kommen. Des lieben Friedens Willen depeschierte ich. Statt der Nichte traf Depesche ein, zwei junge Damen von dort wollten uns helfen. Schlug vor, erst einmal mit einer zu versuchen. Wieder eine Depesche, dieses Mal vom Landdrost des betreffenden Ortes, drei junge Damen hätten sich entschlossen, zu uns zu eilen. Die Nichte schien schrecklich vervielfältigungsfähig. Aus Angst, daß es vier, fünf und mehrere werden könnten,

mahnte ich nunmehr allen Ernstes, die Nichte kommen zu lassen und — sie kam. Jetzt sind es nun neben der Küchendirektorin oder Superintendentin, wie sie lieber hört, drei junge Damen, die geholfen haben und mit uns zu reisen beabsichtigen. In Gottes Namen! Damit ich mich aber keinen Illusionen hingebe, wird mir gleich eröffnet, daß auf dem Ochsentreck zu kochen sehr lästig wäre — schadet nichts, das werden wir Männer schon besorgen. — O, das wird aber lecker schmecken — damit ist das 100 und so und so vielste Kriegsbeil begraben. O, ihr Frauen, reizend zu schauen, ihr seid der schönste Schmuck der Natur, denke ich und zähle weiter meine Reisebegleiter. Abends kommen wieder einmal, dieses Mal sogar aus recht zuverlässiger Quelle, Gerüchte, daß Bauern dicht vor dem Dorfe und dieses wahrscheinlich in der Nacht einnehmen würden.

13./3. Nacht ist ruhig verlaufen, Morgen ist ruhig, alles still en rustig — wie lange haben wir dieses trostreiche Telegramm nicht mehr zu sehen bekommen und überhaupt nichts mehr von unseren Freunden erfahren. Noch einmal geht ein Transport Verwundeter ab. Auch den einen Pfleger müssen wir nach Kimberley schicken, derselbe liegt am Typhus krank darnieder und kann unmöglich sich den Strapazen eines mindestens 8tägigen Ochsentrecks unterwerfen, noch weniger aber in Jakobsdal zurückgelassen werden. Schon ist durch telegraphische Verabredung mit dem Konsul dort ihm in einem guten Krankenhause Unterkunft gesichert. Abends großer Kriegsrat im Hotel über Sicherstellung der Verpflegung der Patienten in unserem und besonders im Typhus-Lazaret, das in der Kirche aufgeschlagen, bis zu 70 Kranke Tagesbestand gehabt hat. Die

wagen soll zuerst hindurchfahren. Bis an die andere Seite des Flusses kommt er auch, dann aber stehen die Ochsen plötzlich und nun ist keine Möglichkeit mehr, den Wagen aus dem Wasser heraus zu bekommen. Zum Glück ist Platz genug, mit den anderen Wagen daran vorbeizufahren. Auf dem jenseitigen Ufer wird Halt gemacht, wir lassen die übrigen Wagen auffahren und versuchen unser gestrandetes Fahrzeug wieder flott zu machen. Vergeblich sind alle Versuche, selbst die doppelte Bespannung — 32 Ochsen — vermögen den Wagen nicht zu bewegen, trotz allen Tobens, Schreiens, Schlagens, Zerrens unserer Kaffern. Einer treibt es in seinem Eifer sogar so weit, daß er einem Ochsen am Schwanze kaut, um ihn zum Vorwärtsgehen zu bewegen. Immer höher und höher steigt die Sonne und wir müssen die Fortsetzung unserer Versuche auf den Abend verschieben. Mittlerweile ist von den Schwestern der Kaffeetisch aus einigen Matratzen hergerichtet. Ein sich auf das Kochen vortrefflich verstehender Ambulanzmann hat den Kaffee bereitet und so stärken wir uns denn mit einem kräftigen Frühstück. Ein Bad im Flusse, eine Ergänzung der kurzen Nachtruhe sind allen willkommen. Plötzlich kommt die Schreckensnachricht, daß eins der weidenden Pferde im Schlamme des Flusses stecken geblieben ist. Wir eilen dorthin, Stricke werden um das zitternde Tier, das sich mit eigener Kraft nicht heraushelfen kann, geschlungen und nun wird es mit vereinter Kraft an das Ufer gezogen. Nach gemeinsamem Mittagessen kommt die Zeit, uns wieder zu unserem festsitzenden Ochsenwagen zu wenden. Wiederum werden zahlreiche Versuche gemacht, denselben vorwärts oder rückwärts zu bewegen. Die Ketten an denen die

Ochsen ziehen, reißen, der Schlamm um die Räder wird abgegraben, der Wagen rückt und rührt sich nicht. Endlich bei Einbruch der Dunkelheit entschließen wir uns wohl oder übel, die schwersten Kisten im Wasser abzuladen. Um 2 Uhr nachts verkündet Peitschenknall und freudige Rufe, daß der Wagen flott ist und sich dem Lager nähert.

18./3. Um 6 Uhr brechen wir auf und erreichen um ½11 Uhr Koffyfontein, den durch seine Diamantminen berühmten Ort. Dicht hinter demselben hält unser Zigeunerzug und schlägt das Lager auf und wie um einen solchen scharen sich bald die Bewohner des Ortes, uns genau so staunend umstehend, wie wir dies wohl als Kinder thaten, wenn ein Zug jener braunen Gesellen bei unserem heimatlichen Ort seine Zelte aufschlug. Hier erfahren wir, daß der Präsident Steijn, der mit der Regierung in Kronstadt nördlich Bloemfontein ist, strenge Befehle durch das Land zum Sammeln der von den Kommandos Beurlaubten gegeben, sollen nur noch 6 Wochen ausharren. Engländer sind hier überhaupt noch nicht gesehen. Eifrig wird ein Gerücht besprochen, daß zwischen England und Rußland in Indien Krieg ausgebrochen. Schon wieder ein Mißgeschick: die Ochsen, die während der Mittagsrast zum Weiden losgespannt sind, haben sich zu weit vom Lager entfernt. Endlos dauert es, bis dieselben eingefangen sind und dann ist es zu dunkel, um weiter zu fahren. Der ganze Himmel ist bewölkt und vor uns liegt abermals eine schwer zu passierende Furt, der wir uns in der Dunkelheit nicht anvertrauen dürfen; so müssen wir uns denn entschließen, den Aufgang des Mondes zu erwarten und bis dahin Nachtruhe zu halten.

19./3. Wiederholt in der Nacht ausgeschaut, will und will nicht heller werden, obgleich jetzt einige Sterne hervorkommen; gehe nach der Drift, aber jenseitiges Ufer nicht zu erkennen. Endlich $^1/_2$5 Uhr ist es so weit, daß wir anspannen können. Ohne Unfall passiert alles die etwas steile Drift. Fahre mit der Karre, die ich selbst lenke, voran, kaufe auf einer Farm frische Milch und Butter, die uns beim Frühstück gut zu statten kommt. Ein tüchtiger Platzregen, der uns bei der Tagesrast überrascht, zeigt uns auch die Kehrseite des Lagerlebens. Abends beim Weitermarsch bricht derselbe Regen aus, immer dichter strömt derselbe vom Himmel und als wir endlich um 10 Uhr halt machen, ist kein trockenes Fleckchen zu finden. Allzusehr geschützt vor dem Regen ist der Platz unter dem Ochsenwagen auf der Erde, der nun schon unser ständiger Schlafplatz geworden, auch nicht.

20./3. Zum Glück heute wieder gutes Wetter, treffen außerdem als Lagerplatz schöne Farm, bei der großes Wasserbecken, können uns dort gründlich reinigen und einige Hühner kaufen. Die geplante Hühnersuppe wird allerdings heute nicht fertig, schadet nicht, die Kessel werden gefüllt aufgeladen, um morgen weiter zu kochen, heute werden schnell Konserven gewärmt. Abends werden dann während des Marsches Butterbrode verabreicht, so daß beim Einrücken in das Lager nur schnell Thee gekocht zu werden braucht. Bei prächtigem Mondschein lagern wir uns um das Feuer und den großen Theetopf, die Pfeifen werden in Brand gesetzt und alles ist zufrieden.

21./3. Leider kommen wir in den schlechten Sandwegen jetzt nur langsam vorwärts, Ochsen ermüden zu leicht. Mit-

tags schmeckten erst gekochten und dann gebratenen Hühner vortrefflich, unser Ambulanzmann ist wirklich ausgezeichneter Kochkünstler und dabei immer lustig. Wie gut sich aber auch alles in die neue Thätigkeit gefunden. Die Schwestern bewundere ich heute, wie sie mit großer Sachkenntnis die für den sogenannten Tisch, um den wir uns ums Essen alle bergen, geeignetsten Matratzen auswählen. Anderseits haben die Pfleger bereits große Fertigkeit im Sammeln von Brennmaterial erworben. Da das Holz sehr knapp, dient meist dazu an der Sonne getrockneter Rindermist, der von dem weidenden Rindvieh überall herumliegt. Einer der Herren besonders, der in seinem Studiengange wohl kaum ein Kolleg darüber gehört hat und bei dem in seiner späteren Stellung schwerlich jemand erraten wird, daß er sich einst mit solchen Dingen beschäftigt, hat bereits eine große Fertigkeit darin erworben, den richtigen Trockengrad dieses wertvollen Materials zu erkennen. Ich selbst habe mich in der Kunst des An- und Abschirrens der Pferde geübt, um mit meiner Karre, mit der ich häufig allein bin, unabhängiger zu sein, so sucht sich jeder mehr und mehr zum Nomaden auszubilden. Begegnen immer mehr Bauern, die ihre Waffen niedergelegt haben und nun friedlich auf ihren Farmen sitzen, rühmen die große Zuvorkommenheit der Engländer, die sie garnicht behelligten. Leider ist einer unserer Begleiter am Typhus erkrankt, auf Reise nur zu schwer die nötige Vorsicht zu bewahren. Derselbe hat in letzten Monaten fast ausschließlich Typhuskranke behandelt.

22.3. Müssen jetzt bald auf englischen Vorposten kommen, daher in der Dämmerung Vorsicht nötig mit unserem

doch etwas sonderbaren Zuge durch das Land. Erreichen abends Paviansfluft, letzte Station vor Bloemfontein.

23./3. Fahrt durch schöne Kluft, alles ist in der Morgenfrühe heraus, um die schöne Landschaft zu genießen. Jenseits der Kluft sehen wir seitlich in der Ferne ein großes englisches Lager. Noch einmal wird ein kurzer Frühstückshalt gemacht, dann nähern wir uns dem Grundbesitz der Stadt. An der Grenze halten uns die englischen Vorposten an, lassen uns aber sofort ungehindert passieren, als sie unseren Paß von Lord Roberts lesen. Bei strömendem Regen nähern wir uns der Stadt, ringsum, soweit das Auge reicht, große Zeltlager der Engländer. In der Stadt überall die Rote Kreuz-Flagge aufgezogen. 1500 Kranke von englischem Heere, zumeist Typhus und Dysenterie sollen hier liegen. Vor der Stadt machen wir Halt und ich suche den Konsul auf. „Wo karrt denn Sie der Taufel her" — das sagt der freundliche Herr zwar nicht, ist aber deutlich auf seinem Gesicht zu lesen, als ich um die Ecke biege. Vor wenigen Tagen ist es ihm mit Not und Mühe gelungen, die zweite Expedition mit den nötigen Ochsenwagen, die fast unmöglich zu beschaffen, zu versehen und nach dem Norden zu spedieren, nun erblickt er mit uns wohl im Geiste die gleiche Last. Doch das war nur ein Augenblick, wie stets bei ihm wuchs durch die Größe der Arbeit nur die thatkräftige Energie. Trotz allen Protestierens, wir wollten bei den Ochsenwagen bleiben, müssen wir wiederum in sein Haus, das für uns im Freistaat schon zur liebgewonnenen Heimat geworden, einziehen, auch die Schwestern werden untergebracht und nur die Pfleger beziehen vor der Stadt

mit den Wagen das Lager. Schnell wird unser Kranker in das Hospital gebracht.

Beim gemeinsamen Abendessen erfahren wir dann von unseren freundlichen Wirten, wie die Einnahme von Bloemfontein vor sich gegangen. Fast verhungert wären die englischen Truppen nach ihrem Gewaltmarsch durch das Land bei knapper Kost angekommen. Alle irgendwie verwertbaren Gebäude der Stadt seien für die unzähligen Kranken zu Lazareten hergerichtet, selbst in dem schönen Volksratssaal beabsichtige man, ein solches aufzuschlagen. Wer sich von den Bewohnern nicht im Voraus reichlich mit Vorräten versehen habe, sei übel daran, da solche jetzt schwer zu kaufen. Die Kaffernbevölkerung hatte natürlich geglaubt, nun sei beim Hereinkommen ihrer Freunde, der Engländer, ihre goldene Zeit gekommen, in der sie als stimmberechtigte Mitbürger nichts mehr zu arbeiten brauchten. Der in der Küche unsrer Wirtin thätige hatte dies auch gleich ins Praktische übersetzen und beim Einzuge einfach seine Arbeit einstellen wollen. Eine gehörige Ohrfeige von der Hand der Leiterin der Küche, einem kräftigen, 17jährigen Bauernmädchen, hatte ihn aber belehrt, daß vorläufig noch der alte Kurs in Gültigkeit, und ihn zur Pflicht zurückgeführt.

24./3. Leider verlassen uns hier einige unsrer bisherigen Begleiter, darunter der vorzügliche Kochkünstler; doch der einzige uns weiterhin treu bleibende Ambulanzmann erklärt, daß auch er in diesem Fache bewandert. Vor Allem aber handelt es sich darum, für den weiteren Weg Zugtiere zu bekommen, da die unsrigen mit ihren Führern und Treibern zunächst nur bis hierher gemietet sind. Ein Versuch, andere zu mieten, schlägt, wie zu erwarten, fehl. Wir

müssen daher zunächst die Sicherheit haben, daß wir mit unseren aus den eroberten Landesteilen ermieteten Tieren und Wagen aus den Linien der Engländer herausgelassen werden. So begeben wir uns denn zum Stabe des englischen Befehlshabers. Derselbe hat sich im Hause des Präsidenten einquartiert, in dem ich noch bei meiner letzten Anwesenheit in Bloemfontein die freundliche Gattin des Staats-Oberhauptes aufsuchen durfte. Welch' ein Wechsel! Jetzt ist alles zu Büreaus und Zimmern der Herren des Stabes eingerichtet. Gern wird mir nach Vorzeigung meines Passes von Lord Roberts eine schriftliche Bescheinigung ausgestellt, daß wir mit all' unseren Wagen und Zugtieren zu den Bauern gehen dürfen. Hierbei erzählt mir der die Bescheinigung ausstellende höhere Offizier noch einmal, mit wie lobenden Worten der guten Einrichtungen des Lazarets Jakobsdal in der englischen Presse gedacht ist. Mit meiner Bescheinigung gehe ich dann zu unseren Kaffern zurück. Nach langer Verhandlung gelingt es endlich, dieselben zu bewegen, uns weiterhin zu begleiten. Der 1½fache Lohn und Mietzins wird ihnen von hier bis hierher zurück dafür zugesagt. Gott sei Dank, daß dies erreicht ist; ich hatte dem Konsul so stolz gesagt, daß wir Montag weiter ziehen würden; jetzt kann ich wirklich den Abmarsch auf übermorgen — Montag Nachmittag — festsetzen. Zur Erleichterung der Ochsenwagen werden einige schwere Kisten hier zurückgelassen.

25./3. Den Sonntag benutzen wir, um unseren Patienten im Hospital zu besuchen, der dort gut untergebracht ist; gleichzeitig sehen wir uns einige interessante Verwundungen ebenda an.

26./3. Regeln bei der Bank unsere Geldgeschäfte den

veränderten Verhältnissen entsprechend; erst hatten wir Kreditbrief, dann Chekbuch, jetzt muß ich baares Gold und Drafts auf Londoner Bank nehmen. Dann sind noch Einkäufe zu machen. Von Konserven ist in der ganzen Stadt außer etwas Corned beef nichts mehr zu haben. In jedem einzelnen derartigen Geschäfte wird mir unter Hinweis auf die völlig leeren Regale erwidert: „Alles sofort von den Engländern aufgekauft". Dagegen kann ich Erbsen, Reis, Bohnen, Kartoffeln bekommen, Fleisch und Brot ist für den nächsten Tag bestellt. Freilich zieht sich unser Abmarsch etwas hinaus, was schadet das, wir haben die Sicherheit, daß wir fort und weiter kommen, da darf man hier in Afrika um eine Stunde nicht markten. Die Pfeife frisch gestopft und angebrannt, das gibt Ruhe — was wäre ein Ochsentreck ohne Tabakspfeife. Überall hier im Lande, besonders aber auf der Ochsenfahrt, sieht man die Notwendigkeit ein, daß Geduld als eins der Hauptworte im Wappenspruch des Freistaates Aufnahme finden mußte. Um 5 Uhr endlich können wir uns von den vielen herbeigeeilten Landsleuten verabschieden mit Worten innigsten Dankes, dann rollt unser Zug in alter Ordnung dahin durch die Stadt und weiter durch das Land. Spät abends giebt es an einer kleinen zu passierenden Trift noch einmal einen Aufenthalt, da wieder der erste Ochsenwagen in ihr stecken bleibt. Doch gelingt es, denselben nach einiger Zeit flott zu machen und um Mitternacht liegt alles in tiefem Schlafe.

27./3. Morgens beim Aufbruch erklärt uns einer der Depot-Herren, daß auch er uns hier verlassen müsse, um nach seiner Farm zu sehen. Zum Glück bleibt uns gerade derjenige, der als alter Praktikus mit Land und Leuten,

mit dem Reiſen zu Ochſenwagen am beſten Beſcheid weiß und uns eine ſtete Hülfe iſt. Bald nach unſerem Abmarſch begegne ich, etwa 100 m dem Zuge mit der Karre vorausfahrend, einer engliſchen Patrouille. Freundliche Worte über woher und wohin werden gewechſelt, dann ein „good by" — wir haben, ohne daß wir es ahnen, die Reihen der Engländer verlaſſen, während uns dies vorher als mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft hingeſtellt wurde. Wieder können wir auf einer am Wege liegenden Farm friſche Butter, Milch und Hühner kaufen. Dann paſſieren wir den Modder-River auf einer langen, ſchmalen Brücke und machen jenſeits an demſelben Halt. Noch einmal erſcheint der uns verlaſſende bisherige Depot-Verwalter und wir machen gemeinſamen Abſchluß. Dann trennen wir uns und ſetzen unſeren Marſch fort.

28./3. Kommen auf Morgenmarſch durch beſonders ſchöne große Farm, auf deren ſchier endloſen, durch Stacheldrahtzaun von den Nachbarn abgegrenzten Ländereien ſtattliche Rinderheerden weiden. Unterwegs begegnet uns die erſte Bauernpatrouille, eine Abteilung der Theron'ſchen Polizei, mit einem Arreſtanten. Dieſelben durchziehen jetzt das Land, um die abtrünnigen Bürger, deren es leider nur ſchon zu viele giebt, welche ſich ihrer Dienſtpflicht — jeder Mann von 16—60 Jahren iſt wehrpflichtig — entziehen, aufzugreifen. Auch der Kommandant der Bloemfonteiner ſoll feſtgenommen ſein, da er ſeine Waffen abgeliefert hat, ja man beſchuldigt ihn des Hochverrats, weil er, zumal in ſeiner verantwortlichen Stellung, noch andere zu gleichem Thun bewogen habe. Große Erbitterung herrſcht gegen ihn und manche, ſelbſt unter ſeinen Verwandten, verlangen

die Vollziehung der Todesstrafe. Als wir zur Rast aufgefahren sind, kommen von der nächsten Farm ein weißes und ein Kaffernmädchen mit einem Eimer Milch, den sie uns anbieten. Da ich unterwegs solche erstanden habe, lehne ich dankend den Ankauf ab. Beide machen ganz traurige Gesichter; es ist ein freundliches Geschenk der Farmer, das uns geboten, wie mir jetzt erst klar wird. So nehme ich es natürlich mit Dank an, wir können heute in Milch schwelgen, was besonders denen ein Labsal, die sich angewöhnt haben, morgens den landesüblichen Porridge — Haferbrei mit Milch — zu essen. In unserem Lager überfällt uns wieder einmal, wie in Jakobsdal so oft, ein Heuschreckenschwarm. Es ist wirklich keine leere Redensart, dabei von dichten Wolken zu sprechen. Stundenlang ziehen sich solche dahin wie Gewitterwolken. Ringsum wimmelt es von Milliarden solcher Tiere. Wo man mit der langen Ochsenpeitsche nur in die Luft schlägt, fallen mehrere herab. Laut gackernd stürzen sich mit ausgebreiteten Flügeln die Hühner auf den willkommenen Leckerbissen, der auch uns, am Feuer geröstet, gar nicht so übel schmeckt und von den Kaffern zu einer Art Mehl verrieben und zu Brot verbacken wird. Wieder ist am Beginn unsers Nachmittagsmarsches ein tiefer Hohlweg mit einer Trift dahinter zu passieren. Schon meinen beiden Ponnys behagt dies nicht, so daß wir nur unter allen möglichen Anstrengungen die Karre hindurch bringen. Während ich ihnen am anderen Ufer etwas Mores beibringe, folgen die anderen Wagen nacheinander, nur den letzten kann ich nicht erblicken. Zurückfahrend sehe ich die Bescherung, die Ochsen haben im Hohlweg die Kurve zu kurz genommen und den Wagen umgeworfen — eine prächtige Illustration zu den

Worten: „Die Familie stehet stumm um den Unglücksfall herum". Es handelt sich gerade um den Wagen mit dem Privatgepäck; zum Glück hat Niemand darauf gesessen. Mit Freuden wird aber auch allseitig festgestellt, daß von unserem Hab' und Gut nichts vernichtet. Unter Anstrengung der Kräfte von Menschen und Ochsen ist der Wagen schnell wieder aufgerichtet und beladen, so daß wir unsere, nur etwa eine Stunde durch den Unfall unterbrochene Reise fortsetzen können.

29./3. Begegnen immer größeren Scharen von Boeren, der Kriegsmut derselben scheint ein besserer zu sein, als wir ihn in letzter Zeit im südlichen Freistaat trafen. Die Marschordnung aber ist unbegreiflich, hier ein Trupp und dort ein Trupp von 6—8 Leuten, zuweilen größere. Wie soll da ein einheitliches Eingreifen in ein Gefecht zustande kommen, wenn jeder reitet wie er will. Da von Brandfort aus telegraphische Verbindung mit der Regierung möglich ist, fahren wir Ärzte mit Schwestern dorthin voraus und lassen Ochsenwagen folgen. Einige Ärzte, die hier mit Ambulanzen bei der Truppe sind, schlagen vor, wir möchten im Orte ein temporäres Lazaret errichten. Ich setze mich also mit der Obrigkeit in Gestalt des Friedensrichters in Verbindung. Passend wäre der leidlich große, ganz schön gelegene Ort wohl. Erkundige mich also, ob wir hier geeignete Räumlichkeiten bekommen, Verpflegung und ev. Ochsenwagen für ein etwa später nötig werdendes Trecken sichergestellt werden könnten. Der würdige Beamte läßt sich auf nichts ein. Mittags kommen unsere Ochsenwagen und wir bringen sie am anderen Ausgange des Ortes auf einer Wiese unter, wo wir das Lager aufschlagen. Plötzlich be-

ginnen nachmittags die Kanonen wieder zu donnern, die bekannten kleinen Wölkchen in der Luft zeigen die Stellen an, wo die Shrapnels krepieren und schon begegnen mir auch vor dem Bureau des Friedensrichters die ersten Verwundeten. So jetzt ist die Not da, kein Lazaret im Ort, der Bedarf dringend, das war es gerade, was ich brauchte, um den Mann aus seiner unleidlichen Ruhe zu bringen. „Friedensrichter, wie liegt das nun, hier sind die Verwundeten, ich will für sie sorgen, aber wo?" — „Nu moet ons maar een plan maken", ja die Worte kennen wir zur Genüge, der Bauer wendet sie an und wenn er sich nur eine neue Pfeife anstecken will, damit ist uns jetzt nicht gedient, hier heißt es handeln. — Endlich wird uns die Dependance des Hotels angeboten. — „Gut, dort können 8 Verwundete untergebracht werden, hier kommen aber mehr!" Nunmehr ringt sich unser Freund auch das Schullokal von der Seele, das morgens bei meiner Bitte darum für die Feldpost unbedingt nötig war. „Schön, nun aber die Lagerstätten"? — „Ja, bin ich denn Ambulanz?" entquillt es seinem gepreßten Herzen. — „Nein, aber Ortsbehörde." — So bequemt er sich denn, sich im Ort nach solchen umzusehen. Während dessen hat unser einer Arzt schon die Thätigkeit bei den Verwundeten im Hotel begonnen, der andere besorgt sich schnell Verbandmittel ꝛc. nach der Schule. Selbst eile ich zu unseren Wagen, dort haben wir ja einige Reservematratzen und der Friedensrichter wird nicht viel schaffen. Eine begegnende Equipage wird schleunigst requiriert, da der Weg zu den Wagen ziemlich weit. Mit Matratzen, Decken, Kissen kehre ich zurück, auch der Herr Friedensrichter kommt ganz stolz mit vier Lagerstätten, der Herr Pastor

leiht freundlichst und besorgt selbst die Lampen aus der Kirche. — „Friedensrichter, jetzt müssen die Verwundeten aber auch zu essen haben, also muß Proviant geschafft werden." — Wir selbst sind ja augenblicklich auf dem Rückzuge und demgemäß nicht auf große Lazaretverpflegung eingerichtet. — „Herrgott, da möchte man lieber sein Amt niederlegen, ich bin doch nicht Ambulanz", ist wieder seine Antwort. Durch bereitwillige Hülfe der Bewohner wird auch für Labung der Verwundeten gesorgt und so kommt alles in Gang, wir können uns ihren Wunden widmen. Während dem allem ist es aber Nacht geworden, immer noch krachen die Geschütze und immer zahlreicher werden die Scharen von Bauern, welche durch das Dorf vor dem Feinde zurückweichen. Wenn das so weiter geht, sind wir heute Nacht wieder die nächsten am Feinde und morgen mit unseren Verwundeten in den Händen der Engländer. Bei den Verwundeten werden die nötigen Wachen angeordnet, wir übrigen legen uns bei unseren Ochsenwagen nieder. Unentwegt dauert während der ganzen Nacht das Zurückgehen der Bauern fort.

31./3. Unter diesen Umständen scheint es kaum Zweck zu haben, hier wiederum ein Lazaret zu errichten, bei nächster Gelegenheit wären wir wieder bei den Engländern, mußte aufs Neue aufbrechen und weiter trecken. Die Hauptsache ist, zu erfahren, welchen Plan die Bauernführer haben, ob sie beabsichtigen, die Stellungen vor dem Dorf zu halten, so daß dieses unmittelbar hinter ihren Linien recht geeignet für ein Feldlazaret. Nach den Ereignissen von gestern und der Nacht habe ich wenig Zutrauen dazu, doch hören wir sie selbst! Mehrere Generale, deren ich habhaft werden

kann, sprechen ihre Meinung dahin aus, daß ein Lazaret hier nicht am Platze, sie könnten die Stellungen und den Ort ihrer geringen Anzahl wegen bei einem erneuten Angriff nicht halten, bessere Stellungen seien jenseits des Ortes. Auch die Verwundeten der gestrigen Schlacht am Tafelkop wollen sie aus diesem Grunde nicht hier lassen, damit sie nicht etwa gefangen genommen werden. Noch am Vormittage werden dieselben auf Ochsenwagen, welche die Kommandos stellen, verladen und zurücktransportiert. So ist denn unser Bleiben zwecklos, trotzdem sich die Bauern, da die Engländer den Angriff nicht wiederholen — dieselben haben wohl gestern nur einen Vorstoß über den Modder-River gemacht, um sich mehr Luft zu schaffen, die Bauern ferner zu halten — wieder sammeln und sogar durch das Dorf vorgehen. Eine kleine Verstärkung ist angekommen. Unser tapferer Kommandant von Jakobsdal, dem der Feind bei Rovilaagte ein Auge ausgeschossen, seine Farm an der Westgrenze unsern Jakobsdal niedergebrannt hat, ist auf Umwegen mit 85 Mann hierher gezogen. Hier nur eine kleine Schar, was hätte dieselbe aber leisten können, wenn sie im Rücken des Feindes aus dem Hinterhalt die Proviantzüge abgeschnitten hätte! Etwas wird unser Aufbruch aber noch durch die Kaffern verzögert, dieselben behaupten, wohl unter dem Eindruck der gestrigen Ereignisse, sie seien nur bis hierher geheuert, auch hätten sie von der ihnen neben dem Lohn zugesagten Kleidung noch nichts zu sehen bekommen. In letzterem Punkte wird ihnen der gute Wille gezeigt und im Orte gekauft, was zu haben ist, der Rest in Smaldeel in Aussicht gestellt. Dies, sowie eine längere Rede, in der ich ihnen auseinandersetze, daß es für ihre Sicherheit,

sowie für ihre Ochsen und Wagen das beste sei, wenn sie sich uns weiterhin anschließen, bestimmt sie dann zum Weitermarsch und wir können am Abend noch den halben Weg nach Smaldeel zurücklegen. Bei Revision unserer Wagen vor dem Abmarsch finde ich auf einem derselben ein großes Stück Eisenbahnschiene. Dasselbe war bei Sprengung der Eisenbahnbrücke bis dicht vor das Haus eines deutschen Schmiedes im Ort geflogen und sollte nun als Andenken mitgehen, scheint mir aber doch etwas zu gewichtig — also fort damit.

31./3. Zum ersten Male ermannt sich heute einer der begleitenden Kaffern dazu, zum Aufbruch zu wecken. Wahrscheinlich wollte er am letzten Tage seinen Eifer zeigen, während sonst immer alles sanft geschlummert hatte, bis ich selbst die Schläfer aufrüttelte. Eins von unseren Pferden ist vollkommen ermattet und muß nach kurzem Marsch durch ein anderes ersetzt werden, um lose nebenher zu laufen. Viel wert sind sie alle nicht mehr. Schon die letzten Wochen in Jakobsdal war die Kost recht schmal, die Weide sehr kahl gewesen. Letztere war auf dem Marsch, dank dem Umwege, den wir gemacht, etwas besser, konnte aber allein auch die Kraft nicht wieder herstellen. Auch unter dem Personal haben wir wieder einen Patienten, der den ganzen Tag über im Wagen liegt — beginnender Typhus. Da wir mit den langsamen Ochsenwagen Smaldeel, das südlichste Ende der im Betriebe befindlichen Bahn der Bauern, erst spät abends erreichen können, geht einer der Ärzte mit dem Pferdewagen, in dem der kranke Pfleger liegt, voran, um, wenn möglich, noch vor Abend nach Kronstadt zu fahren, den Patienten dort unterzubringen und bei der Re-

gierung anzufragen, ob für uns südlich Verwendung ist, damit wir dann nicht unnötig alle herauffahren und wieder zurück müssen. Zum Mittag haben wir uns heute eine kräftige Erbssuppe gemacht, mit den Erbsen in der Schale ein rechtes Feldgericht. Fast flößt die Appetitlosigkeit eines weiteren Pflegers hierbei Bedenken ein — sollte wieder einer dem überall grassierenden Typhus verfallen —, doch dieses schwinden schnell beim Anblick der Portion Kartoffeln, die er zu sich nimmt. Habe wieder Gelegenheit, die Unvorsichtigkeit der Bauern im Umgange mit den Schußwaffen zu beobachten. Auf dem Nachmittagsmarsche fliegen mir, wie schon neulich, die Mausergeschosse jagender Bauern um die Ohren. Wie manchen haben wir nicht schon behandelt, der durch eigene oder fremde Unvorsichtigkeit verwundet wurde. Freilich bei einzelnen könnte man fast auf die Idee kommen, daß der leichten Verwundung die Absicht, den weiteren Strapazen und Gefahren des Krieges aus dem Wege zu gehen, zu Grunde gelegen habe. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichen wir dann die kleine Station Smaldeel, woselbst wir unser Lager beziehen. Zahlreiche Zelte und Lagerfeuer zeigen, daß hier auch Truppen schon lagern. Im Vorbeigehen an einem dieser Zelte schlagen deutsche Laute an mein Ohr, ich gehe also hinein und mache mich bekannt. Es sind Landsleute, die kürzlich herausgekommen, um den Bauern zu helfen. Aus ihren Reden entnehme ich, daß sie als eine Art Aufklärungstruppe dienen wollen, du lieber Himmel — Leute, die vom Lande keine Ahnung haben, in allen Verhältnissen hier völlig fremd, in der weiten Steppe aufklären, noch dazu bei diesen stockdunklen Nächten, deren Schwierigkeiten wir jetzt auf dem Zuge zur Genüge kennen

gelernt haben: Oft nicht das Pferd vor dem Wagen zu sehen, die Wege — wenn überhaupt vorhanden — grundlos, tiefe Löcher darin auf der einen oder der anderen Seite, so daß ein schlingerndes Schiff ein stabiles Gefährt gegen die Wagen war, Felsblöcke darin liegend, Gräben und Flüsse quer durchziehend. Meinem diesbezüglichen Bedenken halten sie entgegen, daß sie sich auf ihre Pferde verlassen könnten. Ich wünsche ihnen ja alles Gute, viel Nutzen werden solche Aufklärer aber kaum gewähren.

1./4. Schöner Sonntag. Da wir vor Eintreffen einer Depesche über unsere zukünftige Thätigkeit doch nichts beginnen können, haben wir heute Zeit zur Ruhe. Wir schlagen uns daher unser großes Zelt auf und errichten darin aus Koffern und Matratzen einen Tisch mit Sitzen, so daß wir einmal wieder wie zivilisierte Menschen die Mahlzeiten einnehmen können, nicht wie sonst halb hockend oder liegend. Zur Feier des Tages lasse ich auch Kartoffelklöße mit Kompot und Hammelbraten bereiten. Ein über eine Radspeiche des letzten Ochsenwagens und einen Stuhl gelegtes Brett giebt einen vorzüglichen Schreibtisch. Durch eine herumgezogene Leinwand mache ich mir ein Bureau daraus, in dem zunächst das Hauptkassenbuch und die Kasse in Ordnung gebracht werden. Dann schreibe ich meinen ausführlichen Bericht über unsere letzten Erlebnisse darin. Da von der zweiten Expedition Nachricht eingetroffen, daß sie bereits in Kronstadt auf uns warten, beschließen wir, uns jetzt zu vereinigen zu einer geschlossenen Organisation mit Ärzten an der Front, einer Transport-Abteilung und Feld-Lazaret. Abends trifft ein Telegramm ein, daß Regierung uns Heilbron nördlich Kronstadt als Wirkungskreis vorschlage.

2./4. In der Morgenfrühe beginnen wir, die uns nicht zugewiesenen Ochsenwagen ab- und die Materialien nebst den übrigen Wagen auf bereitstehende Eisenbahnwagen zu verladen, eine schwere Arbeit, bei der alle mit zugreifen müssen. Mittags sind wir so weit damit, daß wir die begleitenden Kaffern ablohnen können. Daß sie dabei durch drei Kreuze statt Namensunterschrift die Empfangsbescheinigung zeichnen müssen, macht ihnen augenscheinlich einen Riesenspaß. Schließlich ziehen sie, nachdem wir ihnen noch einige Kleidungsstücke gekauft, befriedigt ab. Da wir erst am nächsten Morgen mit der Bahn befördert werden können, weisen wir den Schwestern den kleinen uns dank der Unterstützung des hiesigen Friedensrichters überlassenen Personenwagen zur Wohnung an. Ein Packwagen dient mir als Geschäftszimmer, um den Rest der Schreibereien zu erledigen und nachts darin zu schlafen.

3./4. Treffen mittags nach 3stündiger Bahnfahrt in Kronstadt ein, woselbst uns die zweite Expedition empfängt. Alle Hotels und Wohnungen sind in dem kleinen Ort, der jetzt Regierungssitz geworden, überfüllt. Wir bringen daher nur Ärzte und Schwestern im Hotel unter, schlagen für die Pfleger davor das große Zelt auf. Nach dem Essen begebe ich mich mit einigen Herren zum Staats-Präsidenten Steijn. Derselbe hat den geräumigen Saal eines Hotels, dessen eine Wand eine große Freistaaten-Flagge schmückt, zu seinem Arbeits- und Audienzzimmer erwählt; dort sitzt er unter der Flagge mit einigen anderen Mitgliedern der Regierung an einem langen Tisch. Sobald wir in diesen Saal eintreten, erhebt sich der Präsident mit einem herzlichen „ah Dr. Matthiolius" und schreitet uns durch den Saal entgegen. Wir

müssen bei ihm Platz nehmen. Nachdem wir über die bisherigen Erlebnisse berichtet, wird die Frage über unsere weitere Thätigkeit erörtert. Der Herr Präsident wünscht, daß gerade die deutschen Ambulanzen vor Allem weiter im Freistaate thätig bleiben mögen. Unter den Worten: „Auf die deutschen Ärzte kann ich mich verlassen", bittet er, einige Ärzte zur Front zu schicken und in Heilbron ein Lazaret zu errichten. Dieser Ort liegt an einer sich seitlich von der Hauptstrecke abzweigenden Seitenbahn. Bei einem weiteren Vordringen der Engländer die Hauptbahn entlang ist daher einige Aussicht, daß ein Lazaret dort sich länger halten kann, wenn es auch vielleicht zunächst etwas weniger in Anspruch genommen wird. Nach der Audienz machen wir einen kleinen Spaziergang an dem benachbarten Flüßchen entlang; welch' andere Scenerie, hier sind doch einige höhere Bäume und etwas Buschwerk, sogar den Versuch zu einer Art Wasserfall macht der Fluß, den wir auf einigen kleinen Bänken ziemlich trockenen Fußes durchschreiten. Auf der anderen Seite treffen wir einige Bauern, die damit beschäftigt sind, ein neues Maschinengewehr einzuschießen. Kritischen Auges mustern selbst 11jährige Jungen diese Vorbereitung des Kriegshandwerkes und beobachten den Flug der Kugel und ihr Einschlagen mit scharfem Blick.

4./4. Morgens sind nach der langen Unterbrechung unsrer Korrespondenz noch einige dienstliche Schreiben zu erledigen, dann besprechen wir mit dem Leiter der Freistaaten-Ambulanzen den Etat des Lazarets in Heilbron. Da sich das Volksratsmitglied für Heilbron gerade in Kronstadt befindet, suche ich den Herrn auf Rat des Präsidenten auf, um mich mit ihm bekannt zu machen. Mittags gehen

wir dann zunächst 2 Ärzte nach Heilbron vorauf, um dort die ersten Einrichtungen zu treffen. Ein dritter Herr geht nach Pretoria, um die Kommunikation mit unserem Konsul nach der längeren Pause wieder herzustellen und für Weitersendung der aus Deutschland für unsere Lazarete übermittelten Liebesgaben, die laut Mitteilung bis Pretoria gekommen, zu sorgen. Gleichzeitig soll sich derselbe orientieren, ob jetzt etwa auch dort unsererseits die Etablierung eines Reserve-Lazarets am Platze erscheint. Nach den bisherigen Erfahrungen müssen wir fürchten, daß sich die Engländer über kurz oder lang weiterer Teile des Freistaates bemächtigen und etwaige Lazarete hier wieder abschneiden werden. Mit Rücksicht darauf scheint es erwünscht, dann für die weiteren kriegerischen Ereignisse im Transvaal auch dort eine Basis für unsere ärztliche Thätigkeit zu haben. In Wolwehoek, woselbst wir gegen Abend ankommen, zweigt sich die Bahn nach Heilbron ab; hier müßten wir fahrplanmäßig die Nacht über liegen bleiben, um erst am nächsten Morgen weiter befördert zu werden. Die Anwesenheit des Herrn Volksvertreters — Rathslid — für Heilbron im Zuge bewirkt das Weitergehen desselben noch am Abend, so daß wir heute gemeinsam unser Ziel erreichen. Unterwegs erzählt uns unser Begleiter, daß er ehrenvoller, aber unangenehmer Weise zu einem der 3 Mitglieder des hohen Kriegsgerichtes erwählt sei. Auch des Kommandanten der Bloemfonteiner, der von diesem abzuurteilen, wird dabei gedacht. Die bedauernden Worte des Herrn über diesen „armen Mann" lassen vorausſehen, daß demselben kaum eine harte Strafe bevorstehen wird. Sind doch sogar Verurteilungen wegen Hochverrats zu 15 £ Strafe in den Zeitungen zu lesen.

5./4. Nach dem Frühstück begeben wir uns zunächst zum Landdrost, einem sehr willfährigen Herrn, um darüber zu verhandeln, welches Gebäude wir für das Lazaret bekommen können. In erster Linie wird uns die Schule geboten. Ein neues, isoliert auf einer kleinen Anhöhe gelegenes Haus, erscheint dieselbe mit ihren 3 saalartigen Räumen, von denen 2 nur durch Schiebethüren voneinander getrennt, sogar zu einem großen vereinigt werden können, und einem kleineren Zimmer an sich als Hauptgebäude recht geeignet. Dieselbe ist hell und luftig, gute Ventilationseinrichtungen sind vorhanden, das allerdings mangelnde Wasser kann aus den unfern gelegenen Gebäuden bezogen werden. 2 ganz nette Veranden können als Tageräume dienen. Daneben müssen wir aber ein Wirtschaftshaus haben. Hierzu eignet sich wohl eins der naheliegenden Häuser, und beginnen wir sofort die Verhandlungen betreffs dessen Ermietung. Daß beide Häuser leicht von dem nahe gelegenen Bahnhofe zu erreichen, ist für die späteren Verwundeten-Transporte von Vorteil. Mehr Schwierigkeiten bietet die Auswahl eines geeigneten Wohnhauses für Ärzte und Schwestern. Eine sehr hübsche große Villa wird hierzu vorgeschlagen. Dieselbe gehört einem alten Engländer, der im Beginne des Krieges den Ort verlassen hat. Der Landdrost läßt also telegraphisch beim Präsidenten anfragen, ob dieses Haus kommandiert werden könne. Darüber vergeht der Tag. Den Abend verbringen wir im Hause des Rathslid's. Wir kommen uns ganz vertauscht vor: 3 Monate in der zusammenfallenden Hütte in Jakobsdal und auf Reisen, noch vor kurzem wie Zigeuner in recht fragwürdigen Kostümen durch das Land ziehend und abends um

das Feuer dahingestreckt, sitzen wir jetzt im Salon und hören das Klavier- und Violinspiel der Töchter des Hauses an. Den materiellen Teil des Genusses bildet eine Tasse guter Kakao, der uns vor dem Abschiede gereicht wird.

6./4. Morgens vermesse ich mir die einzelnen zu Gebote stehenden Räume; wir können ganz gut zunächst etwa 40—50 Verwundete hier unterbringen, bei Mehrbedarf die kleinen in der Nähe gelegenen Kirchenhäuser hinzunehmen. Betreffs unseres Wohnhauses ist eine zustimmende Antwort eingetroffen, die Schlüssel sind aber nicht zu bekommen. Endlich findet sich der Verwalter ein, der ein großes Klagelied anstimmt, daß dem Herrn, der mit 65 Jahren gar nicht mehr dienstpflichtig sei, schon eine Geldbuße auferlegt sei. Würde das Haus genommen, so müsse er alle Möbel herausnehmen. Im Kriege müsse man eben einige Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen; er habe auch Monate im Felde gelegen. Nachdem ich ihm hierauf energisch klar gemacht, daß auch wir im Felde gelegen, daß auch wir gern bisher, wo es nötig gewesen, Entbehrungen auf uns genommen hätten, daß doch aber in erster Linie auch die Bewohner des Landes einige Opfer bringen müßten, namentlich wo es sich, wie hier, darum handele, nur ein nicht benutztes Haus zur Wohnung herzugeben, will er an den Präsidenten telegraphieren, worauf ich ihm erwidere, das könnte ich auch thun. Nunmehr wird er etwas nachgiebiger und wir einigen uns darüber, daß er für die Einrichtung eines leeren Hauses mit Möbeln sorgen solle, das ich dann für uns miete, so ist auch dieses Geschäft zu allseitiger Zufriedenheit erledigt. Aus Pretoria trifft Depesche ein, daß dort Lazaret ev. zu übernehmen ist.

7./4. Richten das Wohnhaus ein, damit heute herbeigerufenes Personal dort gleich untergebracht werden kann. Abends gehen wir zum Empfange desselben zur Bahn. Dort hat sich ein großes Publikum, an der Spitze unser freundlicher Landdrost mit seiner Frau, eingefunden. Als dann der Zug eingefahren und die Unsrigen ausgestiegen, begrüßt der Landdrost dieselben in längerer Rede. So muß ich denn wohl oder übel wieder einmal eine Dankesrede halten, was jetzt doch schon ganz leidlich in der Tal, der Landessprache, gelingt.

8./4. Laden ab und schaffen Privatgepäck nach dem Wohnhause, Lazaretgeräte, Arzneien 2c. nach dem Lazaret, woselbst wir dieselben in dem großen Zelt unterbringen, das wir neben der Schule aufschlagen.

9./4. Das Abladen wird fortgesetzt, dabei macht unser altes Sorgenkind, der schwerste Ochsenwagen, wieder Schwierigkeiten, indem er mit einem Rad von der Lowry abgleitet, auf der er steht. Mit Hebeln und Winden müssen wir ihn wieder emporbringen. Mittags trifft dann noch die große Sendung Liebesgaben aus Deutschland über Pretoria ein, die mit Freuden empfangen wird. Auch diese wird gleich überführt in das kleine Depot, das wir uns hier zusammen mit Stallung für unsere Pferde unsern des Lazarets eingerichtet und unter Leitung unseres altbewährten Depotverwalters gestellt haben.

10. 4. Machen Ausrüstung der Feld-Ambulanz fertig. Der nach Pretoria gereiste Herr kehrt zurück mit der überraschenden Neuigkeit, daß wir durch eine neue Expedition, die bereits unterwegs sei, abgelöst würden. Da jedoch bis dahin immer noch einige Zeit vergehen wird, wollen wir den neu Eintreffenden, deren Zahl wir leider nicht wissen,

alles so einrichten, wie bisher beabsichtigt, auch versuchen, in Pretoria ein Reservelazaret zu errichten. Versuche Kabel über unsere Neuorganisation abzusenden. Der Postbeamte wundert sich sehr, daß ich ein so teueres Telegramm (96 Mark) aufgeben will. Nach einiger Zeit bringt er mir das Geld zurück und sagt, daß von hier aus kein Kabeltelegramm aufgenommen werden könne. Muß daher dasselbe mit der Bitte um Weitergabe an unser Konsulat in Pretoria drahten.

11./4. Für die Ambulanzen, die zur Front bezw. auf den Lazaretzug gehen sollen, werden die letzten Vorbereitungen getroffen. Dieselben sollen gemeinsam nach Kronstadt gehen, dort übernimmt der eine Arzt mit Pfleger den Lazaretzug, mit dem er sich bis an das südliche Ende der Bahn begiebt. Der andere empfängt von der Regierung dort sechs Maultiere für unsere abgelieferten ermatteten Zugtiere sowie ein Reitpferd und sucht mit einem Pfleger und einem Ambulanzmann, der kochen, und die Tiere versorgen soll, die Truppen auf. Nach Pretoria will ich selbst mit einem Arzt und zwei Pflegern ziehen, um dort zunächst das Zentrallazaret einzurichten, stellen die hierfür nötigen Ausrüstungsstücke zusammen. Um das hiesige Lazaret reichlicher mit baarem Gelde auszustatten, versuche ich, auf der hiesigen Filiale der Bank des Freistaates einen der von der Hauptbank auf die Standard-Bank in London erhaltenen Drafts einzulösen. Der Herr Clerk weiß überhaupt nicht Bescheid. Dann wird der Herr Direktor gerufen, der mich keines Blickes würdigt, sondern sofort in seinem Privatkontor verschwindet und mir nur sagen läßt, er löse das Papier nicht ein. Nach vergeblicher Unterhandlung durch

den Clerk bringe ich in das Zimmer des nur englisch redenden Herrn ein. Derselbe erkennt an, daß der Schein durchaus sicher sei und in ganz Süd-Afrika honoriert würde, nur er gebe kein Baargeld dafür heraus. Recht erfreuliche Zustände des Geldverkehrs. Die Feld-Ambulanzen reisen ab. Nachmittags gelingt es mir, noch ein in der Nähe der Schule gelegenes Haus für das Lazaret zu mieten, nachdem uns das zunächst in Aussicht gestellte später wieder abgeschlagen wurde. Abends rechne ich dann mit dem Depot ab, gebe dem Lazaret von meinem Baargeld-Bestand.

12./4. Schreibereien, Abgabe des Lazarets Heilbron an hier bleibenden Herrn zur Vollendung der Einrichtung, dann schaffen wir Ausrüstung für Pretoria nach der Bahn in verschließbaren, gedeckten Gepäckwagen. Mittags verlassen wir Heilbron und fahren bis Wolvehoek. Da wir beiden Ärzte mit Rücksicht auf unsere möglicher Weise bevorstehende Abreise und unser Verlassen des Freistaates den Präsidenten Steijn noch einmal aufsuchen wollen, der Zug nach Kronstadt aber erst morgen früh weitergeht, müssen wir auf der kleinen Station bleiben. Wir haben uns, weil hier kein Hotel, mit den nötigen Vorräten versehen, die Pfleger können bis zu unserer Rückkehr den Gepäckwagen bewohnen, wir beide logieren heute Nacht, wie schon so manches Mal, im Coupee. Den Abend benutzen wir zu einem kleinen Spaziergange in der Steppe.

13./4. Machen im Gepäckwagen Toilette und frühstücken dann dort gemeinsam. Werde zur Besichtigung einer Leiche nach der Station gerufen, um dem Feldkornet des Mannes einen Schein darüber auszustellen. Der Mann war gestern aus dem Felde gekommen, um nach seiner etwa drei Stunden

entfernten Farm zu gehen. Plötzlich habe er Herzunruhe bekommen und sei tot umgefallen. In der Kleidung der Leiche finde ich ein ärztliches Certifikat vom November, in welchem bescheinigt wird, daß der Mann nach Gelenkrheumatismus einen Herzfehler bekommen habe. Da eine durchgehende Untersuchung der in das Feld ziehenden Bürger nicht stattfindet, ist es kein Wunder, daß man immer wieder unter den zu einer Untersuchung sich einfindenden absolut felddienstunfähige Leute sieht, hat doch sogar ein Artillerist, der früher auf dem Schießplatze ein Bein verloren hatte, thätig mitgefochten. Auf den Bahnhöfen ist eine Proklamation des Präsidenten angeschlagen, in welcher er die Frauen auf den Farmen, die schon so oft in diesem Kriege ihre Opferfreudigkeit bewiesen hätten, auffordert, für jeden im Felde stehenden Angehörigen ein — noch besser zwei Pferde stets in gutem, gebrauchsfähigen Zustande zu halten. In keinem Kriege sei so wie jetzt das Leben der im Felde Stehenden von der Güte und Zuverlässigkeit des Pferdes abhängig. Mittags treffen wir in Kronstadt ein und können noch kurz die heute zur Front gehenden Herren begrüßen. Nachmittags suchen wir dann den Präsidenten im Geschäftssaal auf. Nach Erledigung der dienstlichen Angelegenheiten bittet er uns, gütig wie immer, zum 5 Uhr-Thee in seine Villa zu kommen. Dort, in dem für ein Staatsoberhaupt doch recht bescheidenen Hause, das aber schöne Veranda und Garten hat, dürfen wir dann auch die Frau Gemahlin begrüßen. Unsere Bitte, eine photographische Aufnahme für unser Album von beiden Herrschaften zu gestatten, wird unter Hinzufügen der Worte: „dann muß aber Dr. Matthiolius auch mit auf das Bild", gern gewährt.

Auch der Herr Präsident wirft die von den Bauern so oft an uns gerichtete Frage, wie lange wird der Krieg noch dauern, auf. Nicht minder oft haben wir freilich von englischen Soldaten und Offizieren den sehnsüchtigen Wunsch nach baldiger Beendigung dieses unseligen Feldzuges bereits bei Jakobsdal gehört, und dort fingen doch die eigentlichen Strapazen erst an.

14. 4. Erledige morgens einige Postsachen. So ist aus Deutschland eine Anfrage eingetroffen, ob sich eine geplante Expedition hierher lohnen würde, die beabsichtigt, für Amputierte künstliche Gliedmaßen anzufertigen. Kann nur abraten: Verstümmelnde Operationen sind bei der Gutartigkeit der neuen Geschosse so selten, daß auf Boerenseite kaum eine nennenswerte Anzahl solcher Verwundeter sein dürfte, welche Prothesen nötig haben. Auf der Post frage ich vergeblich nach einem eingeschriebenen Brief, der mir schon seit Wochen angekündigt ist. Hatten extra dem Konsulat eine Bescheinigung ausstellen müssen, daß dasselbe von uns autorisiert, auch unsere eingeschriebenen Briefe in Empfang zu nehmen. Unser Zug geht erst mittags, so können wir noch einen kleinen Spaziergang in den ganz netten Anlagen am Flusse machen. Nach dreistündiger Fahrt gelangen wir wieder nach Wolvehoek, woselbst wir unsere Pfleger mit dem Gepäckwagen wohlbehalten antreffen, der auf unsere telegraphische Benachrichtigung hin sofort angehängt wird. Mit Rücksicht auf den morgigen Ostertag geht der Zug heute Nacht durch und hat nur in Elandsfontein, woselbst wir den Wagen wechseln müssen, um 2 Uhr nachts einige Stunden Aufenthalt. Bei Überschreiten der Grenze werden wir nach unserem Paß gefragt, es wird jetzt kein Bauer

mehr, der von der Front kommt, ohne solchen nach Transvaal hineingelassen. Unser Certifikat als Angehörige der deutschen Ambulanz genügt natürlich vollkommen, sofort erhalte ich auf das meinige hin die nötigen Fahrkarten, die sonst von der Grenze bis Pretoria erster Klasse 19½ Mark pro Person kosten.

15./4. Ankunft in Pretoria um 5 Uhr morgens, während noch der Mond am Himmel steht. Bald aber erhebt sich die strahlende Morgensonne und läßt uns Pretoria in ganz anderem Lichte erscheinen. Jetzt, nach monatelangem Aufenthalt in den ödesten Gegenden des Freistaates, kommt uns die immerhin recht bescheidene Hauptstadt des Landes förmlich wie eine Großstadt vor und macht mit ihren vielen Gärten, dem von einem Deutschen angelegten Stadtpark, den Höhen ringsherum, einen recht freundlichen Eindruck. Im großen Hotel am Marktplatz trommeln wir mit Not und Mühe einen Kellner heraus, der uns Zimmer anweist. Auch hier wieder wird es nötig, zu betonen, daß die deutsche Ambulanz alles selbst bezahlt, nicht auf Kosten der Regierung lebt. Nachgerade sind es der Ambulanzen zu viele, die herausgekommen, so wimmelt das Hotel von einer neu angekommenen Ambulanz, angeblich 50, meist kräftige junge Leute, sollten das nicht vielleicht Mitkämpfer sein? Unser Hotel liegt unmittelbar am Marktplatz, nur durch die Straßenbreite von dem monumentalen Regierungsgebäude getrennt. Die uns gegenüberliegende Hauptkirche läßt hell die Osterglocken ertönen. Etwas wunderbar mutet es mich doch an, daß ein modisch in schwarzen Gehrock mit weißer Kravatte gekleideter junger Mann die Kanzel betritt. Nach Absingung einiger Psalmen beginnt er seine Predigt. Es

ist wohl ganz angebracht, daß er die Gemeinde zu fleißigerem Besuch der dreimal wöchentlich stattfindenden gemeinsamen Betstunden ermahnt: „Unsere Brüder draußen im Felde erwarten von uns, daß wir für sie beten, des Herren Hand lastet auf uns". Nach der Kirche suche ich den Herrn Konsul auf. Mit ihm bespreche ich die Vorgeschichte der Ablösungsdepesche, auch daraus geht nicht hervor, wer von uns abgelöst werden soll, jedenfalls wohl nicht alle. Fragen daher telegraphisch in Berlin an. Die Ablösung wird Anfang Mai eintreffen, mit demselben Dampfer können dann die Abgelösten heimkehren, nachdem derselbe nach Durban und zurück gefahren sein wird.

17./4. Belege auf der Agentur der deutschen Ost-Afrika-Linie auf dem Dampfer vom Anfang Mai Plätze, allerdings vorläufig in unbestimmter Anzahl. Hier werden auch meine Drafts sehr gern genommen. Von meinem Fenster aus sehe ich die auf einer kleinen Anhöhe am Ende der Stadt gelegenen weißen Baracken, in welchen die gefangenen englischen Offiziere untergebracht sind und von einer holländischen Abteilung bewacht werden. Viele von ihnen sind nun schon Monate lang zur Unthätigkeit hier verdammt, wie mancher von ihnen mag schon den Moment verflucht haben, in dem er sich ergab, vielleicht einer menschlichen Schwäche in dem furchtbaren Feuer der Bauern nachgebend. Hatten uns doch englische Offiziere geschildert, wie unheimlich es sei, gegen den stets unsichtbaren Bauern, dessen Stellung auch nicht durch das kleine Wölkchen seines rauchschwachen Pulvers verraten würde, der aber seinerseits mit unfehlbarer Sicherheit den Tod in die Reihen des Feindes sendet, zu fechten. Ein alter Bauer, so wird erzählt, der

ſcheinbar nicht die hochgradig humanen Anſchauungen der Mehrzahl ſeiner Landsleute im Kriege teilt, habe einſt geſagt, er habe doch nun viel in ſeinem Leben gejagt, Springböcke und Bläsböcke, aber alles ſei nicht ſo intereſſant als „engelsche skieten", wenn die ſo hinter den Klippen lägen und nicht wüßten, ob ſie wagen ſollten, den Kopf vorzuſtrecken; dann plötzlich käme dieſer zum Vorſchein und bumm ſäße der Schuß. Ihm war augenſcheinlich der Krieg mehr eine Art Sport, wie wohl auch ſo manchem der engliſchen volunteers, die gedacht hatten, for fancy hinauszugehen. Jetzt freilich lernten ſie den Sport von anderer Seite kennen. Dann erkundige ich mich bei der medical commission, medischen commissie, der jetzt die Leitung der Sanitätsangelegenheiten im Kriege unterſtellt iſt und die ſich vom Roten Kreuz Pretorias getrennt hat, danach, welches Lazaret wir übernehmen ſollten. Dies hat ſich aber wieder zerſchlagen und nun bieten ſie uns an, wir möchten in der Staats-Modellſchule ein neues Lazaret errichten. Ich begebe mich alſo dorthin, um dieſelbe eingehend zu beſichtigen. Im Anfange des Krieges hatte ſie den gefangenen engliſchen Offizieren zum Aufenthalt gedient. Zahlreiche, oft geradezu künſtleriſche Gemälde an den Wänden zeigen, wie ſich dieſe hier die Langeweile vertrieben haben, ſo iſt Afrika als Todtenkopf dargeſtellt, ein trüber Hinweis darauf, wie mancher der Engländer bei dem „Spaziergange nach Pretoria" ſchon ſein Grab gefunden. Die Mehrzahl der Zeichnungen iſt ſchon entfernt, erhalten aber eine ausgezeichnete Karte von Natal. Ebenſo ſchimmert noch deutlich eine Karrikatur durch: „Ohm Paul begiebt ſich nach dem Kriegsſchauplatz mit einem zweiten Bilde: derſelbe kehrt on necessary business zurück, wobei er

in ziemlich beschleunigtem Tempo heim eilt, während ihm Lord Roberts mit langen Schritten nachsetzt. Bilden sich doch die Engländer ein, daß sie den Präsidenten Krüger, als er die Truppen im Felde besuchte, fast gefangen genommen hätten. Auch das Loch im Fußboden des einen Zimmers ist noch zu sehen, durch welches sich drei Offiziere in den Raum unter diesem zurückgezogen hatten. Hier lebten dieselben mit den von Kameraden zugesteckten Lebensmitteln 17 Tage, bis man glaubte, sie seien längst entflohen und entkamen dann aus dem Hause, nachdem die übrigen Gefangenen bereits an ihren jetzigen Aufenthaltsort gebracht waren. Das Gebäude selbst ist ein langes, einstöckiges Haus, dessen 16 ziemlich große Säle alle zu beiden Seiten eines Korridors angeordnet sind. Jegliche Nebenräume fehlen. Neben der Schule ist ein kleineres Haus mit zahlreichen kleineren Zimmern und großer Küche nebst ausgedehnten Wirtschaftsräumen gelegen. Letzteres wurde im Beginne des Krieges von einem hiesigen Engländer zu einem kleinen Lazaret umgewandelt. Würde man dieses Haus hinzunehmen, um dort den Wirtschaftsbetrieb, das Pflegepersonal, Isolierräume für einzelne Kranke, Operationzimmer unterzubringen, so ließe sich aus der ganzen Anlage ein Lazaret mit etwa 300 Betten einrichten. Für so ausgedehnte Lazaretanlagen ist aber nach den bisherigen Erfahrungen des Krieges und dem Bestehen mehrerer Lazarete auch in Pretoria auf Seiten der Bauern kein Bedarf mehr. Größere Zahlen derselben werden an einer Stelle überhaupt nicht verwundet; viele leichter Verwundete wünschen überhaupt nicht in die Lazarete aufgenommen zu werden. Jetzt stagniert der Krieg schon längere Zeit, seit der Schlacht bei Tafelkop mit ihren

etwa 35 Opfern, sind überhaupt kaum erwähnenswerte Verluste vorgekommen. Ohne das Nebengebäude aber eignet sich die Schule wegen des genannten Fehlens der Nebenräume wenig für ein Lazaret. Alle diese Bedenken trage ich nachmittags dem Sekretär der medischen Kommissie vor, der sich darauf vollkommen meiner Ansicht anschließt und dieselben der Kommission unterbreiten will. Zu berücksichtigen ist allerdings, daß die jetzt näher vom Feinde gelegenen Lazarete in Kronstadt u. s. w. bei einem weiteren Vorrücken desselben verloren gehen werden, deshalb ist es nötig, hier schon bei Zeiten für Ersatz Vorsorge zu treffen.

18./4. Gehen um 11 Uhr zur Einweihung der deutschen Schule, ein kleines, freundliches, freigelegenes Häuschen mit 2 geräumigen hellen Klassenzimmern, einem dritten Zimmer und einer Wohnung für den Lehrer. Nach einer Rede des Herrn Konsuls, der die Sache dieser Schule mit warmem Interesse gefördert hat und nun auf das in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr im deutschen Volke, auch unter den Deutschen im Auslande, erwachte und gestärkte Nationalgefühl hinweist, ergreift der anwesende Herr Unterrichtsminister von Transvaal das Wort und führt aus, wenn die Kinder hier in diesem Hause zum wahren Deutschtum herangezogen werden, dann werden sie auch gute Bürger ihrer neuen Heimat. Er ermahnt die Eltern, ihre Kinder zum fleißigen Schulbesuch anzuhalten, denn Schule und Haus müßten zusammenhalten, die Kinder, fleißig zu sein und für das Leben zu lernen. Nach einem Rundgange durch das Haus wird dann die schon recht stattliche Zahl der deutschen Schüler und Schülerinnen mit Kuchen und Getränken bewirtet.

19./4. Da die Entscheidung der medischen Kommissie über unser Lazaret sich in die Länge zieht, fahren wir 2 Ärzte, einer Einladung der dortigen Deutschen folgend, nach Johannesburg, um diese zu begrüßen und uns das große Hospital anzusehen. Kommen mittags dort an, werden auf dem Bahnhof, mit vorzüglichen Einrichtungen, sehr freundlich empfangen und bewirtet. Die Stadt ist doch weit großartiger als Pretoria, eben viel mehr Großhandelsstadt, wenngleich ihr jetzt deutlich der Stempel des Krieges aufgedrückt ist, sie viel weniger belebt als sonst sein soll. Nachmittags fahren wir dann an dem von unserm Landsmann Schiel erbauten Fort vorüber nach dem Sachsenwald. Ein Besuch des Forts wird nicht gestattet; so können wir uns nur seine Wälle und die in den toten Winkeln angebrachten Stacheldrahtschutzzäune betrachten. Der Wald selber, in dem holzarmen Lande zur rationellen Gewinnung von Nutzholz künstlich angelegt, bietet, abgesehen davon, auch landschaftliche Reize. Besonders schön sind die am Rande desselben auf der Anhöhe gelegenen Villen. Gegen Abend treffen wir uns dann mit dem hiesigen deutschen Chirurgen in der Stadt, der in maßgebender Stellung in Natal lange Zeit im Felde gewesen, um unsere kriegschirurgischen Beobachtungen und Erfahrungen des bisherigen Feldzuges auszutauschen. Zu unserer Freude erfahren wir dabei, daß sich unsere so auf verschiedenen Schauplätzen dieses Krieges gewonnenen Erfahrungen in allen wesentlichen Punkten decken, so besonders auch betreffs der Bauchschüsse, über welche unsere Ansichten früher geteilt waren. Einmütig geht unser Urteil dahin, daß eine primäre Operation derselben ohne besonderen Grund sich hier nicht bewährt

hat. Abends kommen wir dann gesellschaftlichen Verpflichtungen nach.

20./4. Besehen uns das Hospital. Dasselbe ist augenscheinlich entsprechend den reichen Mitteln der Stadt ausgestattet. Daß auch in dem sonst sehr guten Operationssaal dieses durch Anbringung von Ornamenten Ausdruck gefunden, will unsern Auffassungen der Asseptik nicht recht entsprechen. Auch daß bei der gerade von dem englischen Chirurgen des Hospitals ausgeführten Laparotomie so zahlreiche Schwestern und Nurses herumstehen, erscheint uns nicht ganz zweckmäßig. Die Krankensäle sind sehr geräumig und hell, das ganze Haus mit einem gewissen wohlthuenden Komfort eingerichtet, die Lage inmitten eines schönen Gartens eine gute. Unter den Kriegs-Verwundeten, deren eine Reihe hier spätere Aufnahme gefunden hat, sehen wir mehrere interessante, die uns die Ärzte, unter ihnen 2 zur Hülfe im Kriege herausgekommene schweizer Herren, mit großer Liebenswürdigkeit zeigen. Mittags haben wir dann Gelegenheit, eine im Betriebe befindliche Goldmine kennen zu lernen. Die Regierung läßt auf einigen derselben die Arbeiten für sich fortsetzen, während auf anderen die Gesellschaften selbst arbeiten. Daß man uns zur unterirdischen Besichtigung in alte Anzüge gesteckt, in denen wir ohne Weiteres als die Vagabunden Robert und Bertram auftreten könnten, ist keine überflüssige Vorsicht. Zu viert mit einem Ingenieur, der uns freundlichst führt, und einem Arbeiter in einen großen eisernen Kasten verpackt, werden wir erst senkrecht, dann schräg, so daß wir wie die Sardinen in der Büchse aufeinander liegen, in die Tiefe befördert, wo die etwa einstündige Wanderung durch die Gänge des goldhaltigen Ge-

steins beginnt. Überall sieht man durch lange Seitengänge in der Ferne die Lämpchen der Arbeiter schimmern, so eine Ahnung von der ungeheuren Ausdehnung des Werkes bekommend. Über einen steilen unterirdischen Abhang hinab auf lockerem Geröll dahinschreitend und gleitend, wegen der etwa 1 1/4 m sich darüber befindlichen Decke dauernd zu gebückter Haltung gezwungen, gelangen wir von einem Horizontalgang zu dem nächst tieferen. Mit Schweiß und Staub bedeckt, die Hände an dem Geröll blutig gerissen, kommen wir wieder an die Oberfläche, woselbst uns im Direktorialgebäude ein warmes Bad sehr angenehm, aber auch notwendig erscheint. Vorher haben wir unter einem Gebäude die wohl von den englischen Ingenieuren vielleicht schon vor Zeit des Jameson-Einfalles für den Fall einer etwaigen Belagerung der Stadt angelegten unterirdischen Räume bewundern können: Wohnraum, Keller, Küche für Petroleumkochen, alles untereinander so wie mit der Mine durch lange unterirdische Gänge verbunden und mit elektrischer Beleuchtung vorgesehen. Nachmittags besehen wir dann die Geschoßfabrik, welche während des Krieges hier mit eigenen Mitteln eingerichtet ist und in der neue Geschosse hergestellt, alte aptiert werden. Gleich dabei findet sich auch der Raum, in welchem dieselben mit Sprengstoffen gefüllt werden. Dann fahren wir nochmals zum Hospital, um unsere Studien fortzusetzen. Abends geben die deutschen Herren uns zu Ehren ein großes Essen.

21./4. Mit Worten innigsten Dankes für die geradezu luxuriöse Aufnahme und die interessanten Stunden hier verlassen wir Johannesburg und kehren nach Pretoria zurück. Hier wird uns das 2. Staatshaus zum Anlegen eines Lazarets angeboten. Dasselbe, in Friedenszeiten ein Knaben-

Alumnat, liegt frei von der Stadt an dem nördlichen Ende in dem Gehölz einer kleinen Flußniederung. Ist diese Gegend auch sonst fieberverdächtig, so bietet dies doch jetzt bei Beginn der fieberfreien Winterszeit keinen Grund zu Bedenken. Dem äußern Anschein nach ist das Haus, wie unsere Besichtigung ergiebt, wohl geeignet für unsern Zweck.

23./4. Lasse mir von der medischen Kommissie Bescheinigung geben, daß ich 2. Staatshaus besichtigen und eventuell übernehmen kann. Verwalter-Familie, die im Hause ist, soll dort bleiben, die Besorgung der Küche gegen Stellung freier Verpflegung unsererseits übernehmen. Die innere Besichtigung des Hauses ergiebt, daß dasselbe nach Fortfall der von dieser Familie bewohnten Räume Platz für etwa 50 Betten, einen Operationssaal und die nötigen Wirtschaftsräume bietet. Auch die Pfleger und eine Schwester können noch hier untergebracht werden. Möbel u. s. w. sind vorhanden, nötigen Falles kann zur Erweiterung noch ein zweites, unfern gelegenes Nebenhaus herangezogen werden. Das Haus ist mit breiter, schöner Veranda, großem Garten ringsherum, elektrischer Beleuchtung, Wasserleitung versehen.

24./4. Haus-Verwalterin will mit ihrer erwachsenen Tochter und dem Baby zunächst auf 14 Tage nach Natal. Ihr Mann stände dort im Felde, Urlaub bekäme derselbe nicht, so habe sie dort ein kleines Haus gemietet, um mit ihm einige Zeit zusammen zu sein. Ihr 16jähriger Sohn, der hier im Geschäft ist, sollte hier bleiben. Denselben hätte man zwar auch zur Front kommandieren wollen, das gebe sie aber nicht zu, da schon der Vater im Felde. So beginnen wir denn allein unsere Einrichtung. Zeit ist ja, da immer noch nicht wieder recht gefochten wird. Die Engländer müssen

sich eben, ehe sie weiter vordringen, in Bloemfontein gehörig erholen, Vorräte sammeln und Nachsendung sicher stellen; ohne Eisenbahnen ist in dem Lande hier nichts zu machen. Betreffs der Ablösungsfrage ist die Antwort eingetroffen, daß mir überlassen bliebe, wen ich ablösen lassen wollte. Wenn ich nur erst wüßte, wie stark eigentlich die dritte Expedition ist, davon ja abhängig, wer heimgeht. Dies ist wichtig für die zu bestellenden Plätze. Versuche durch Anfrage bei den Konsulaten der letzten Häfen, die Dampfer mit der Ablösung berührt, etwas über letztere zu ermitteln. Aus Johannesburg kommt die erschütternde Nachricht, daß dort die Geschoßfabrik, die wir noch neulich besichtigten, in die Luft geflogen, wie man meint, gesprengt sei. Wäre ein unerhörtes Bubenstück und kein Wunder, wenn die Bauern gegen die Engländer, deren immer noch eine ganze Anzahl in Johannesburg ihren Geschäften nachgeht, wiewohl schon viele leere und geschlossene Geschäfte dort die Flucht der Inhaber anzeigen, Repressalien ergriffen. Immer noch spielt trotz des Krieges englisches Wesen und die englische Sprache eine große Rolle im Lande. Neben der fortschreitenden Einrichtung des Lazarets nimmt mir Generalbericht über bisherige Thätigkeit, welchen ich den Heimkehrenden mitgeben will, meiste Zeit in Anspruch.

28./4. Ablösungsfrage wird immer brennender, alles drängt, zu erfahren, wer eigentlich heimkehre, können aber trotz allen Telegraphierens und Laufens über dritte Expedition keine Nachricht bekommen, trotzdem Dampfer schon nahe Delagoabay sein soll. Das giebt endlose Schreiberei nach allen Seiten.

30./4. Endlich trifft Nachricht ein, daß 2 Ärzte und

5 Pfleger kommen, nunmehr können diejenigen, die heimreisen sollen, festgestellt und herberufen werden. Nachmittags besuche ich mit dem betreffenden Arzt die unfern des einen Forts von Pretoria gelegene Leproserie, eine große, rings herum von Stacheldrahtzaun umgebene Anlage. Zahlreiche kleine Häuschen mit Gärten davor bieten einen ganz freundlichen Anblick. Ein großes wissenschaftliches Laboratorium ist errichtet, für die innere Einrichtung aber kein Geld. Ein ganz eigenartiger Bau ist die Kirche: zwei einander mit den offenen Grundseiten gegenüberliegende, durch einen schmalen Gang getrennte Gebäude etwa von Halbkreisform, das größere für die Gemeinde, das kleinere mit Kanzel, Altar für den Pfarrer, der so noch nicht einmal denselben Raum mit seinen Zuhörern teilt. Manche der unglücklichen Kranken halten ihr Gärtchen ganz hübsch in Ordnung, während andere hierzu zu bequem sind. Ursprünglich hatte man die leprösen Kaffern auch hier unterbringen wollen, jetzt ist aber für diese an anderer Stelle ein mehr ihren Lebensgewohnheiten entsprechender Kraal von der Regierung hergerichtet werden.

1./5. Mit Sehnsucht wird heute die Post von Europa erwartet, die mit Extrazug von Lourenzo Marquez heraufkommt. Um 9 Uhr abends ist erst wenig davon verteilt, daher wird in dem großen Postgebäude fleißig weiter gearbeitet bis tief in die Nacht hinein. In einem langen Gang sind die zahlreichen numerierten Kästen, zu denen diejenigen, welche sich ihre Post nicht am Schalter abholen wollen — Briefträger tragen dieselbe nicht aus — je den betreffenden Schlüssel besitzen. Auf der vom Verkehr des Publikums völlig abgeschlossenen Seite sind diese Kästen

offen und hier schiebt der die Eingänge verteilende Postbeamte die Briefe für die einzelnen Empfänger hinein. Ein reges Leben herrscht heute hier. Besonders der Kasten des Konsulats, in den auch unsere Briefe kommen, ist immer wieder bis an den Rand gefüllt. Auch wir holen unsere Briefe ab und lesen dieselben in dem nahen deutschen Klub, dort neben dem großen Pretoria-Klub, wo sich gleich uns mehrere auf die Post Begierige eingefunden haben, um dieselbe von Zeit zu Zeit abzuholen. Neuigkeiten werden ausgetauscht. Nun erfahre ich auch, daß mir auch über die dritte Expedition und das reichlich von ihr mitgebrachte Material die Oberleitung unter Anerkennung unserer bisherigen Thätigkeit anvertraut ist.

2./5. Gelingt mir endlich, in der Nähe des Lazarets für uns Ärzte und die Schwestern ein kleines Landhaus zu mieten. Dasselbe ist von seinem Besitzer, einem Engländer, jetzt während des Krieges verlassen, mit allen Möbeln versehen, in einem ganz hübschen kleinen Garten gelegen. Empfangen abends auf der Bahn die dritte Expedition. Leider haben dieselben nicht das ganze zahlreiche Material — volle Lazaretausrüstung für 100 Betten, Konserven, Wein, Arznei- und Verbandmittel und endlich die neuen Uniformen für uns —, wie dies höchst vorteilhafter Weise von den ersten Expeditionen geschehen, gleich mit herauf gebracht oder einen Begleiter für dasselbe zurückgelassen. Die Uniformen sind uns, die wir seit 6 Monaten im Lande, höchst nötig, da unsere ersten arg von den Strapazen des Feldzuges mitgenommen sind, so daß wir uns kaum noch darin sehen lassen können. Allein die Abzeichen daran entschuldigen sie noch, ohne dieselben würden wir in ihnen zu

Hause fraglos von der Polizei aufgegriffen als Landstreicher. Erhalte ein persönliches offizielles Schreiben vom Präsidenten Steijn, in welchem er uns Allen in herzlichen Worten den Dank für unsere Thätigkeit im Freistaat ausspricht und den Heimkehrenden eine gute Reise wünscht.

3./5. Audienz beim Präsidenten Krüger für die Abgehenden und neu Gekommenen. Herr Staatssekretär Reitz verliest ein längeres Dankesschreiben an die Heimkehrenden, das mir dann zur Weitergabe überreicht wird. Ebenso sollen wir Photographien mit eigenhändiger Unterschrift bekommen, da zunächst jedoch nur eine fertig, so wird uns erst diese zugestellt, die andern folgen nach. Das Schreiben ist in holländischer Sprache abgefaßt, weswegen der Präsident bemerkt, der Herr Staatssekretär möge es englich übersetzen. Dieser erwidert ihm aber, wir verständen die Sprache. Die Vorlesung begleitet der greise Präsident, besonders an den Stellen, wo Anerkennung und Dank ausgesprochen wird, mit zustimmenden Gesten und reicht uns dann allen die Hand. Nachmittags mache ich kleinen Spaziergang an Baracken mit Gefangenen vorüber. Dieselben sind rings, samt einem großen Platz, auf dem sich die Gefangenen im Freien ergehen und ihre Sportsspiele treiben können, von einem Gewirr von Stacheldraht umgattert. Außerdem stehen rings herum Posten. Bei der Annäherung werde ich angerufen und mir bedeutet, daß jeder Aufenthalt in der Nähe untersagt und gefährlich sei, da die Posten Instruktion hätten, bei verdächtiger Annäherung zu schießen. Diese scharfe Maßregel ist, wie mir die Leute erzählen, eine Folge davon, daß wiederholt von den nahe benachbarten Höhen aus den Gefangenen, wohl von hier ansässigen Engländern, Zeichen gegeben sind.

5./5. Allmählich kommen wieder Nachrichten von erneutem Vorgehen der Engländer. Durch Berichte und Depeschen von den Heeren vorn bin ich ganz gut orientiert. Hier ist zur Zeit noch Hauptthätigkeit Schreiberei, Berichterstattung, deren die Ablösung mit der notwendigen Neu-Einteilung des Personals reichlich gebracht hat. Leider ist wieder einer der Pfleger an Typhus erkrankt, es ist doch verhältnismäßig hohe Zahl von Kranken unter uns, eine Schwester muß mit den Heimkehrenden wegen überstandenen Fiebers nach Hause gehen, so leid es ihr thut, jetzt die Thätigkeit hier abzubrechen.

6./5. Bringen unsere Heimreisenden zur Bahn. Wird mir doch schwer, mich von den alten Genossen gemeinsamer Thätigkeit zu trennen, hatten gerade so gut zusammen gestimmt. Mittags sind alle männlichen Einwohner von Pretoria auf den Marktplatz berufen. Eine stattliche Anzahl von Männern, viele mit dem Mauser in der Hand, einige auch zu Pferde finden sich ein. General Schalkburger erscheint und hält von einem Tisch herab eine längere Ansprache an die Versammelten: Der Feind rücke wieder vor nahe bevor stehe vielleicht das Eindringen der Engländer auch in die südafrikanische Republik, da wäre es Pflicht aller waffenfähigen Männer, zur Front zu gehen. Auch die Beamten, die sonst frei vom Kriegsdienste, sollen jetzt nach Möglichkeit in das Feld gesandt werden. Allzu viele sind es nicht, die sich auf die Aufforderung, wer bereit sei, heute oder morgen zur Front zu gehen, solle auf die andere Seite treten, dorthin begeben. Dann schreibe ich den in Heilbron ꝛc. verbleibenden Herren betreffs der Neu-Einteilung und weiteren Thätigkeit und bespreche mit dem auf den

Lazaretzug gehenden neu eingetroffenen Herren alles Nötige auch über ein etwa erforderliches Zurückgehen. Der Arzt bei der Front soll jetzt auch zweiten Ambulanzwagen aus Heilbron, wohin er mit Patienten gegangen, mitnehmen. Die für Heilbron und Lazaretzug Bestimmten bringen wir abends zur Bahn. Ersterem gebe ich noch für alle Fälle Geld mit, da Heilbron in nicht allzu ferner Zeit von uns abgeschnitten werden kann. Auf der Bahn finden wir dasselbe freundliche Entgegenkommen der Beamten wie stets, mehrfach hören wir die Äußerung: „Ah, die deutsche Ambulanz geht nach vorn!" fallen.

7./5. Kassenrevisions-Geschäfte werden immer umfangreicher, neu sind wieder 45000 Mark in Kreditbriefen herausgesandt, alles in allem jetzt wohl 170000 Mark, über welche dereinst Rechenschaft abzulegen ist. Der heute stattfindenden Eröffnung des Volksrates wohnen wir bei. Groß ist der in der ersten Etage des Regierungsgebäudes gelegene Saal nicht, in dem an der einen Längsseite sich die erhöhte Estrade für die Regierung und den Präsidenten des Volksrats, ihm gegenüber die Sitze für die Abgeordneten und dahinter ohne Schranken solche für Zuschauer befinden. Dagegen zeichnen sich die Sitze der Volksvertreter dadurch aus, daß es breite bequeme Lehnsessel sind, von denen pietätvoller Weise diejenigen der im jetzigen Kriege gefallenen Mitglieder frische Kränze tragen. Auffällig erscheint es uns, daß Abgeordnete und Zuschauer bis zum Beginn der Sitzung ruhig im Saal rauchen. Unter den letzteren finden sich auch mehrfach Damen und Kinder. Nach Wahl des Herrn Lukas Meyer zum Vorsitzenden des Volksrats und Bestimmung derjenigen Volksratsmitglieder, welche den Staatspräsidenten

zur Sitzung abholen sollen, wird diese auf einige Zeit vertagt. Während dieser Zeit findet sich die Mehrzahl der in Pretoria anwesenden Konsuln in Uniform ein. Auch die Hoofd-Ambtenare: der Hoofd-Richter, General-Postmeister, Telegraphen-Direktor, Staatsminen-Ingenieur und andere begeben sich auf ihre Plätze auf der Estrade. Der Staatspräsident erscheint, mit dem breiten grünen Bande über der rechten Schulter, auf welchem das Staatswappen eingestickt ist und nimmt Platz neben dem Vorsitzenden. Punkt 3 Uhr wird die Sitzung eröffnet mit einem Gebet. Dann verliest der Herr Staatssekretär die Thronrede: Gegen seinen Willen sei das Volk in einen Krieg verwickelt, deswegen seien auch der Staatssekretär des Freistaates mit anderen entsandt, um die Fürsprache anderer Mächte zu erreichen. Zum Glück beständen mit letzteren gute Beziehungen, wie auch die zahlreichen Entsendungen von Roten Kreuz-Abordnungen bewiesen, für die hier der Dank ausgesprochen. Auch der großen Toten wird gedacht, so des verstorbenen Vicepräsidenten und Generalissimus Joubert. Nachdem der Pastor, welcher das Gebet gesprochen, nunmehr entlassen ist, wird die Antwortsadresse des Volksrats verlesen. Darauf erhebt sich der Staatspräsident, um noch einmal selbst das Wort zu ergreifen. Mit einer Energie, die man in dem alten, sonst oft so müde erscheinenden Herrn kaum noch gesucht hätte, donnert er wie ein grollender Löwe seine Worte in den Saal unter lebhaften Gestikulationen. Er ermahnt zu eifrigem Ausharren in dem aufgedrungenen Kriege. Allein stände er nach dem Tode des General Joubert, seiner rechten Hand, allein von all den Alten, so klagt er, zur Bekräftigung seiner Worte einen Finger empor-

reckend. Nach seiner eindrucksvollen Rede wird die Sitzung geschlossen. Für den Staatspräsidenten fährt die Gala-Karosse vor, umgeben von einer Abteilung der berittenen Polizei, vorauf die Fahne der südafrikanischen Republik.

8./5. Muß jetzt Augenmerk nach allen Seiten richten: Im Süden sind Lazaretzug und Front-Ambulanz, die noch nicht in Kommunikation getreten, in Zusammenhang zu bringen, was Telegramme hin und her erfordert. Nach Heilbron sind Vorräte in Wein ꝛc., die dort nicht zu bekommen, zu dirigieren. Im Westen, woselbst die Engländer die Grenze des Transvaal bei Fourteen-Streams überschritten haben sollen, stehen wir in Unterhandlung wegen Übernahme des Krankenhauses in Klerkssdorp als Lazaret durch einen unserer Ärzte, was medische Kommissie von uns erbeten. Von Delagoabay her wollen unsere letzten Sendungen, deren weitere Beförderung eine dortige deutsche Firma freundlicher Weise übernommen hat, immer noch nicht eintreffen. Dabei lauten Nachrichten für Bauern immer ungünstiger. Engländer sollen sie nach fruchtlosem Widerstand am Vetrevier aus Smaldeel vertrieben haben, ebenso, nachdem sie sich bei Fourteen-Streams Luft geschafft, mit einer Abteilung Kavallerie und Artillerie im schleunigen Vormarsch nach Norden sein. Nun werden wir wohl demnächst hören, daß es ihnen gelungen, Mafeking zu entsetzen. Ist zu eigenartig, daß die Bauern nicht in der Lage sind, eine belagerte Stadt zu nehmen. Ladysmith, Kimberley, Mafeking konnten sie trotz der geringen Gegner nicht erobern. Sie sind eben gar nicht aggressiv, das scheint doch wirklich im allgemeinen Volkscharakter zu liegen und nur einige, namentlich von den jüngeren Führern, eine Ausnahme zu machen, während

man bei Cronje und Joubert mehr und mehr im weiteren Verlauf des jetzigen Krieges eine kühne Initiative vermißt. Ihre anfänglichen Erfolge nutzten die Bauern nicht aus, waren nicht dazu zu bewegen, fliehende Feinde zu verfolgen und zu vernichten, und jetzt weichen sie mehr und mehr der Übermacht. Die Zeitungen sind jetzt täglich voll von allerhand Besserungsvorschlägen. So greifen Frauen zur Feder — freilich unter der Entschuldigung, daß sie dies sonst nicht gewohnt wären — und beklagen sich darüber, daß immer noch einige Männer in der Heimat zu finden sind — wahrscheinlich aber nicht ihre eigenen. Andere Zeitungsstimmen erhoffen Besserung der Verhältnisse, wenn Gehalt an die Kämpfer gezahlt würde: 5 sh pro Tag schlagen die einen vor, die andern 10, wieder andere halten es für besser 100 £ am Schluß der Sache als Belohnung zu geben. Auch Klagen darüber werden laut, daß noch nicht alle Beamten an der Front seien. Ein Schriftsteller verstieg sich sogar zu der Behauptung, alle wehrfähigen jungen Männer, die nicht im Felde wären, müßten sich schämen, wenn sie einer Frau begegneten. Ihm entgegnet recht geschickt ein junger Mann, daß er lange genug im Felde gewesen, daß doch aber auch in der Heimat während des Krieges Leute erforderlich seien. Die Münze müsse ihre Thätigkeit fortsetzen, denn Geld sei im Kriege höchst notwendig, das könne aber der Münzmeister nicht alles allein machen, gerade so wenig, wie wahrscheinlich die scheltende Zeitung von einem Einzigen hergestellt werde. Kurzum, neben dem äußeren Krieg findet sich im Innern reichlich Fehde.

11./5. Von Süden kommt die Nachricht, daß unsere Ambulanzen auf Befehl des Präsidenten hinter Kronstadt

zurückgegangen seien, von Delagoabay die Mitteilung, daß wegen übermäßiger Thätigkeit auf dem Zoll unsere Sachen noch nicht weiter gehen könnten. Als wir seiner Zeit ankamen, wurden wir ganz vom Durchgange durch den Zoll befreit. Damals war aber auch noch ein anderer Gouverneur, mit dem sich augenscheinlich unser derzeitiger Konsul vorzüglich stand. Hier im Lande beginnen dabei die Medikamente bereits knapp zu werden, so daß die medische Kommissie anfragt, ob ich von solchen, besonders Chinin, etwas abgeben kann. Eine sofort angestellte Aufnahme des Bestandes des bei uns Vorhandenen ergiebt, daß wir auch jetzt vor Ankunft des Erwarteten hierzu in der Lage sind, was ich der Kommission mitteile. Bezeichnender Weise ist mir heute dort, als ich unter Bedauern, daß ich nicht so viel holländisch schreiben könnte, anfragte, welche Sprache sie im Schriftverkehr denn angewendet wissen wollten, geantwortet: „jede, nur nicht englisch"; das war bisher nicht überall im Lande so. Was für einen Umfang jetzt das Schreibwesen meiner Zentrale angenommen, zeigt der heutige Tag, an dem 8 Telegramme — von Klerkssdorp, Heilbron, Front, Lazaretzug, Lourenzo Marquez — und 1 Brief an mich eingehen, 2 Telegramme und 4 Briefe, darunter ein langer Bericht von mir fertig gestellt werden müssen.

12./5. Lazaretzug kommt mit den Verwundeten der Schlacht vom Zandriver. Unter den in unser Lazaret Aufgenommenen auffallend viel sogenannte Uitländer. Da ich heute gerade allein hier im Lazaret bin, der andere Arzt dienstlich fort, muß ich bis spät zum Abend verbinden und Krankengeschichten diktieren. Dann kommt noch der Direktor des Krankentransportwesens für Pretoria und bittet um die

ausführliche Liste der Eingelieferten für das Informations-Bureau, deren Anfertigung auch noch einige Zeit erfordert.

13./5. Für den Morgenzug, der um 5 Uhr eintrifft, sind weitere Verwundete angesagt, ich wecke daher bei dunkler, unangenehm kalter Nacht die Pfleger. Endlich kommt ein Ambulanzmann mit einem Verwundeten. Da die Engländer immer weiter vorrücken, müssen wir uns darauf gefaßt machen, dieselben über kurz oder lang hier vor Pretoria zu sehen. Dann wird es möglicher Weise sehr schwer sein, stets die nötigen Vorräte für Patienten und Personal zu beschaffen. Mache daher eine Zusammenstellung dessen, was wir uns, so lange noch Vorräte in der Stadt zu haben sind, beschaffen wollen.

15./5. Als erste größere Operation hier — es ist bezeichnend, wie selten solche in diesem Kriege notwendig sind — führe ich eine in allen Einzelheiten gleiche Trepanation wie im Anfange unserer Thätigkeit in Jakobsdal aus. Wieder handelt es sich um einen fast glatten Spalt von der Breite des Lee Metford-Geschosses im Schädel, dessen Splitter zum Teil tief in das Gehirn geschleudert sind. — Nach den Zeitungen wollen die Frauen Pretorias jetzt ein Amazonenkorps gründen. Ein junger Mann ermahnt seine Freunde, doch nicht zu Hause zu bleiben und den hübschen, jungen Mädchen den Hof zu machen, das wäre ja ganz nett, besser aber doch, dieselben im Felde zu verteidigen.

17./5. Da mir Andeutungen über bevorstehende Bankmanöver zu Ohren kommen, begebe ich mich nach der Bank, um mir auf jeden Fall einen größeren Posten Baargeld zu besorgen. Gern giebt der Herr Kassierer dasselbe augenscheinlich nicht heraus, immer wieder macht er Schwierig-

keiten betreffs des Checks, bis er endlich Zahlung leistet, einen großen versiegelten Beutel mit 1000 £ und 200 £, die er abwiegt. Fast der ganze Vormittag geht mit dem Zählen, Sortieren, Unterbringen des Goldes hin, ich hätte garnicht gedacht, daß man dabei so schmutzige Finger bekommt. Kaufen tüchtige Vorräte an Konserven, Kohlen, Mehl 2c. auf. Die Zeitungen bringen die Notiz, daß unsere Sendung von der portugisischen Regierung festgehalten sei, weil Chloroform darin, das als Kriegs-Kontrebande gelte. Dem gegenüber teilt unser Vertreter mit, daß unsere Sachen in Delagoabay auf drei Wagen, deren Nummern er angiebt, verladen und abgesandt seien. Auf der Bahnstation und ebenso auf dem Direktionsgebäude, wohin ich mich begebe, läßt sich heute nichts Sicheres über den Verbleib der fraglichen Wagen feststellen, soll morgen Auskunft bekommen. Die Herren Konsuln sind heute zum Staatssekretär gebeten, um dort eine wichtige Nachricht entgegen zu nehmen. Vor wenigen Tagen war Präsident Steijn für einen Nachmittag in Pretoria. Es geht das Gerücht, man habe mit ihm betreffs Waffenstillstandsverhandlungen eine Besprechung halten wollen; Präsident Steijn soll aber sofort erklärt haben, 10000 Freistaater seien bereit, weiter zu fechten, wenn er bei ihnen bliebe und er sei zur Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Vor dem Regierungsgebäude sammeln sich immer mehr wartende Menschen. Es liegt etwas Besonderes in der Luft, das merkt man hier deutlich. Endlich erscheinen die Konsuln wieder: Die Regierung hat ihnen mitgeteilt, daß die Offiziere entschlossen seien, den Witwatersrand zu halten. Das ist doch ein Männerwort und belebt allseitig den Mut wieder, läßt die Hoffnung doch

wieder aufkommen, daß der Krieg noch einen günstigen Ausgang nehmen kann. Wenn die Engländer hier energischen Widerstand finden, der sie zu längerem Stillliegen veranlaßt, und sie gleichzeitig im Freistaat dauernd beunruhigt werden, so daß sie keinen Proviant heranbekommen, so kann es ihnen, da auch in Natal ihre Fortschritte nicht groß sind, recht schwer werden, den Krieg siegreich zu Ende zu führen. Die abenteuerlichsten Gerüchte schwirren durch die Stadt: Der Salonwagen des Präsidenten sei hinunter, um Lord Roberts zu Verhandlungen zu holen, Menelik sei in Ägypten eingefallen, Entsetzung von Mafeking durch die Engländer ist aber wirklich eine Thatsache.

19./5. Banken zahlen von heute ab nur noch in Papieren aus. Betreffs unserer Sendung erfahre ich auf der Bahn, daß dieselbe thatsächlich von der portugiesischen Regierung unten angehalten ist, frage telegraphisch bei unserem Konsul in Lourenzo Marquez an, warum dies geschehen sei. Auch Milchkühe gelingt es uns jetzt für den immerhin möglichen Fall einer Belagerung oder längeren Ausbleibens der Verproviantierung der Stadt von außerhalb nach deren Einnahme zu bekommen, indem wir einige derselben von einer Frau mieten, mit der Bedingung, daß von ihr der Bedarf an Milch für das Lazaret in erster Linie gestellt werden müsse, dafür sichern wir der Frau zu, gegebenen Falles als „Rotes Kreuz" dafür einzutreten, daß die Kühe nicht fortgenommen werden. Nach unseren bisherigen Erfahrungen mit den Engländern können wir dies ruhig thun. Mache Nachmittags längeren Spaziergang, muß meinen Ärger herunterlaufen über die Portugiesen. Da sendet nun eine offizielle Genossenschaft des großen deutschen Reiches

Hülfsmittel zur Krankenpflege heraus und hier erlaubt man sich, diese aufzuhalten. Etwas anderes ist so ein Spaziergang hier doch als zu Hause auf ganz gebahntem Weg. Dreimal muß ich auf demselben kleine Flußläufe ohne Brücken passieren, was macht das hier aber, ich habe ja meine Kriegsstiefel an und durch unsere Märsche sind wir manches gewohnt. — 21./5. Da noch nichts Gewisses über unsere Sendung zu erfahren ist, bitte ich Konsulat um Hülfe, die mir sofort in bekannter, energischer Weise gewährt wird. Sofort gehen Telegramme an das Auswärtige Amt in Berlin, an das Konsulat in Lourenzo Marquez ab, ich selbst bitte einen dort gerade anwesenden Kameraden telegraphisch und schriftlich, etwas unsere Interessen wahrzunehmen. Die Herren in Heilbron, wohin jetzt auch die Feld-Ambulanz sich hat zurückziehen müssen, fragen betreffs der Einzelheiten der Dienstverteilung an, teile ihnen solche ausführlich mit.

22./5. Von Lourenzo Marquez trifft ein Telegramm ein, daß unsere Sachen bereits seit gestern Nachmittag unterwegs seien, sollten darauf unsere gestrigen Telegramme, die ja durch portugiesisches Gebiet gingen, gar keinen Einfluß gehabt haben? — 23./5. Personal des Lazaretzuges trifft ein. Das Eisenbahnmaterial wird von den Bauern nicht mehr über den Vaal hinaus befördert, damit ist unser Zug für die kurze Strecke zur Grenze, auf der schon ein sehr schöner Transvaal-Lazaretzug verkehrt, überflüssig. Auch aus Klerksdorp sendet unser Arzt die Nachricht, daß er die dortigen Verwundeten sicherheitshalber heute hierher gelangen lasse, damit sie nicht den anrückenden Engländern in die Hände fallen. Dieselben treffen im Laufe des Tages ein und werden in unserm Lazaret untergebracht.

24./5. Bei meinem Himmelfahrtstags-Spaziergang komme ich durch die zu Pretoria gehörige Kaffern-Ansiedelung. Man merkt doch sehr den Einfluß der Hauptstadt. In der großen Kaffernkirche ist grade Gottesdienst und lauter Gesang erschallt. Weiterhin treffe ich lustwandelnde Pärchen, einige schwarze Gentlemenen spielen mit vieler Eleganz tennis, aus einem Hause erklingen die Töne eines Harmoniums.

25./5. Führer der russischen Ambulanz besucht uns, besieht unser Lazaret, erzählt, er habe längere Zeit schon nichts zu thun, man habe ihm Orte zu Lazareten vorgeschlagen, wo sicher keine Thätigkeit zu erwarten sei, auch in Pretoria glaube er solche nicht mehr zu finden, nachdem schon mehrere Lazarete vorhanden, wolle daher hier noch einige Zeit den Gang der Ereignisse abwarten. Große Freude bereitet uns die Anhänglichkeit zweier alter Jakobsdaler Patienten. Dieselben sind von den Engländern, weil dienstunbrauchbar, entlassen, wie uns diese seiner Zeit in Jakobsdal betreffs der letzten abgegebenen Patienten zusagten. Nun kehren unsere beiden Freunde nach der Heimat zurück und machen uns heute einen Besuch, erzählen viel von alten Patienten. Abends gewähren die Bergketten um Pretoria einen eigenartigen Anblick, das Gras auf ihnen ist von den Bauern angesteckt worden und nun sieht man überall die feurigen Schlangen dahinschießen. Erinnert fabelhaft an das bekannte Bild des Vesuv beim Ausbruch im Jahre 1870. Gerüchtweise verlautet, daß die Regierung beabsichtige, nach Leydenburg ihren Sitz zu verlegen, angeblich seien schon die Akten dorthin geschafft. Die Absicht, Pretoria zu verteidigen, bestände nicht. Jedenfalls scheinen

die Bauerntruppen nicht mehr recht Stand zu halten, sondern sich gar zu leicht zurückzuziehen; viel Verlusten setzen sie sich jedenfalls nicht aus. Von Heilbron trifft ein Telegramm ein, daß der Ort vom 22.—24. von den Engländern besetzt gewesen sei, die dann aber wieder daraus verdrängt wurden. — 28./5. Bauern haben wirklich gute Stellungen zwischen Vaal und Witwatersrand, die sie sorgfältig vorbereiteten, ohne Schwertstreich verlassen. Vom Präsidenten Steijn erhalte ich ein Telegramm aus Heilbron, daß er Bilder von sich für uns, mit Namensunterschrift versehen, einem Herrn zur Besorgung übergeben habe*), werden uns eine besonders wertvolle Erinnerung sein. Spreche in längerem Telegramm unseren tiefgefühlten Dank aus.

28./5. Endlich sind unsere Kisten aus Delagoabay eingetroffen, es erfordert aber noch viele Lauferei, ehe wir derselben habhaft werden. Auf der Bahn, wo ich einige derselben mit Lebensmitteln sofort nach Heilbron übersenden will, erfahre ich, daß seit heute die Verbindung sogar zwischen hier und Johannesburg, bei Elandsfontein abgebrochen se Beim Durchsehen der ersten eintreffenden Kisten, die zumeist Konserven und Getränke enthalten, macht sich die auffallende Erscheinung bemerkbar, daß grade in den Kisten, in denen die besseren Getränke sind, vieles fehlt. So ist eine Kiste überhaupt nur mit leeren Flaschen gefüllt, in mehreren anderen finden sich mehr oder weniger solche. Bei einer Flasche, in welcher der Kork unversehrt steckt, hat man sich die Mühe genommen, den

*) Erhalte solches später mit Widmung: Met de beste groeten aan mejnen geachten Vriend Dr. Matthiolius.

Heilbron, 24. Mai 1900. M. T. Steijn, Staatspresident.

Boden heraus zu schlagen, gleich, als wäre die Flasche unabsichtlich gebrochen. Genaue Besichtigung des umhüllenden Papiers und Strohs ergiebt aber, daß diese niemals feucht gewesen sind. Unsere Speisekammern weisen jetzt wenigstens erfreulichen Füllungsgrad auf, ein paar Wochen können wir es schon mit unseren Verwundeten aushalten. Auch Lichte und Streichhölzer sind reichlichst mitgekommen, letztere sehr erwünscht, da die hiesigen miserabel, erstere sehr nötig, falls hier einmal die elektrische Leitung versagen sollte. Petroleum ist nämlich sehr knapp und selbst für den bisherigen Preis von 50 Mark für 2 Bleche, etwa zu 10 Litern, kaum noch etwas zu haben. Leider aber fehlen die sämtlichen großen Kisten mit der Lazaretausrüstung und unseren Uniformen.

30./5. Einige Zelte kommen noch von unserer Sendung, die großen Kisten bleiben trotz allen Suchens verschwunden. Die Engländer sollen bis Irene, einer der nächsten Eisenbahnstationen vorgedrungen sein. Die meisten Verwundeten, die einigermaßen reisefähig sind, verlassen unser Hospital, um sich zurückzuziehen. Da die englischen gefangenen Soldaten in Waterfall Schwierigkeiten bereiten, sollen in der Nacht 20 von den hier gefangen gehaltenen Offizieren dorthin gebracht sein, um die Ordnung aufrecht erhalten zu helfen. Die übrigen Offiziere, so wird erzählt, hätten ihrer Wache den Vorschlag gemacht, dieselbe solle nunmehr in die Umzäumung gehen, sie würden die Bewachung übernehmen. Gelegentlich eines Krankenbesuches in den oberen Stadtvierteln begegne ich ganzen Scharen bewaffneter Bauern mit Ochsenwagen u. s. w., welche augenscheinlich von der Front kommen und im besten Rückzuge sind.

Antwort auf meine Frage, wo sie denn eigentlich hinwollten, geben sie nicht.

31./5. Bezahle unsere Rechnungen in der Stadt, tolle Aufregung dort, Bewaffnete stehen und ziehen umher. Als ich nach dem Lazaret zurückkehre, kommt plötzlich die Nachricht, die Engländer ziehen schon in die Stadt ein. Richtig, auf einer Seitenstraße ist ein Zug derselben zu erblicken. Auffällig bleibt es nur, daß dieselben unbewaffnet daher schreiten und Bauern ihnen zur Seite reiten. Für dieses Mal sind es nur gefangene Offiziere, die man nach den uns benachbarten Baracken bringt. Das große Depot in der Stadt soll geöffnet sein und einfach ausgeben, die Sache vormittags geradezu in eine Plünderei ausgeartet sein. Unser Klerksdorper Arzt trifft heute ein, nachdem er sich von dort zunächst nach Potchefstorm zurückgezogen, dann 2 Tage lang den Schlachten bei Johannesburg beigewohnt und sich von dort erst entfernt hatte, als der englische Parlamentär, der zur Übergabe aufforderte, einritt. Wie er erzählt, hätten die Bauern an den beiden Tagen ganz gut gefochten, so daß man eigentlich am zweiten Abende an einen Sieg geglaubt hätte. Am nächsten Morgen aber seien sie plötzlich durch die Stadt zurückgegangen, diese preisgebend.

1./6. Da heute noch eine Post abgeht, die möglicher Weise den Anschluß in Delagoabay erreicht, schreibe ich noch ausführlichen Bericht, wer weiß, wann wieder Gelegenheit zur Absendung eines solchen sein wird. Beim Lazaret richten wir einen ärztlichen Tagesdienst ein, derart, daß immer 2 von uns Ärzten erreichbar sein sollen. So ist es möglich, daß einer oder der andere, falls draußen

nicht allzu fern gefochten wird, hinausgehen und helfen kann. Ambulanzwagen sind hierzu leider nicht mehr zu bekommen, die unsrigen bei Heilbron, so suchen wir denn eine Karre zu mieten und diese für unsern Zweck herzurichten. Auf dem Marktplatze sehe ich geordnete Bauerntruppen sich rangieren. Auf ein Trompetensignal ordnen sie sich in einem Gliede, um auf ein zweites zu zweien rechts abbrechend, auszurücken. Es ist das die bekannte tapfere Van Damm'sche Johannesburger Polizei. Überhaupt macht heute die Stadt einen ruhigen Eindruck. Generalkommandant Botha soll auch im Kriegsrate sehr energisch gesprochen haben. Dieser tagte 4 Stunden lang und war in eifrigem telegraphischem Verkehr mit der Regierung, die sich in aller Stille zurückgezogen unter vorsorglicher Mitnahme des Kriegsschatzes. Der freiwillige Polizeidienst in der Stadt funktioniert ganz gut. Die wichtigen Gebäude werden bewacht und wirklich auf Ordnung gesehen; ist auch besonders wegen den Kaffern höchst nötig, nicht minder finden sich unter den zum Kriege herbeigeeilten Ausländern mancherlei Abenteurer und gescheiterte Existenzen. Der Ausschank von alkoholischen Getränken ist jetzt vollkommen untersagt, auch in den Klubs ist solcher nicht gestattet, so sitzt man denn beim Glase Wasser und der Pfeife zusammen.

1./6. Bei der heutigen Pfingstpredigt in der deutschen Kirche, einem kleinen, einfachen Gotteshause, führt uns der Herr Pfarrer den Unterschied zwischen heute hier und zu Hause recht vor Augen. Dort geht man hinaus in die schöne Frühlingsluft, um Maien zu sammeln und sich am Erwachen der Natur zu erfreuen. Hier haben die kalten

Winternächte begonnen und bange Sorgen erfüllen das Herz beim Hinblick auf die immer näher herandrängenden Schrecken des Krieges. Nicht äußeren Frieden können wir empfangen heute vom Friedensfeste, wohl aber inneren und Glückseligkeit, wenn wir unser Herz frei machen für den Einzug des heiligen Geistes, frei von den Sünden der Welt.

4./6. In der Morgenfrühe weckt uns der Donner der Geschütze, zunächst aus weiter Ferne. Einem Gerücht nach soll bei Irene gefochten werden, wohin man ja mit der Bahn ärztliche Hülfe senden könnte. Auf meine Bitte fragt der Stationsvorsteher auf der Bahn telegraphisch dort an. Wir bekommen zur Antwort, daß dort eine kleine feindliche Patrouille. Allmählich kommt das Feuern näher in mehr südwestlicher Richtung. 2 unserer Ärzte haben sich nach dem Südfort von Pretoria begeben. Ich lasse mir unsere Karre anspannen und fahre mit einem Pfleger hinaus in der Richtung des Gefechts. Nach etwa ½stündiger Fahrt treffen wir einzelne Bauern, die von dorther kommen, aber auch nicht angeben können, auf welchem Wege man sich am besten nähert. Während wir daher in gerader Richtung weiter fahren, knallt es plötzlich auf den Höhen links neben uns. Nunmehr sehen wir auch, daß an deren Abhängen an geschützten Stellen zahlreiche Pferde stehen, welche die Bauern hier untergebracht haben, während sie sich weiter nach oben und von dort in die Stellungen begeben. Ein Verwundeter kommt uns, als wir dorthin vordringen, entgegen. Derselbe wird versorgt und giebt an, daß weiter vorn noch einige Leute verletzt seien. Ich bringe daher die Karre in eine leidlich gesicherte Stelle, hänge meine große Labeflasche um und gehe mit dem nötigen Verbandmaterial

vor. Ziemlich steil geht es bergan über die Felsblöcke dahin, so daß man unter den Strahlen der immer höher steigenden afrikanischen Mittagssonne doch tüchtig warm wird. Auf der Kuppe der Hügelkette angelangt, sehe ich etwa 100 m vor mir eine aufgelöste Schützenkette der Bauern hinter den zu einem kleinen Schutzwall aufeinander gelegten Felsstücken. Lebhaftes Maximfeuer, wie das Knattern einer Riesengartenspritze, schallt mir entgegen und wie Hagelkörner prasseln die kleinen Lee Metford-Geschosse um mich hernieder, während ich zu den Stellungen gehe. Viel giebt es für mich hier nicht zu thun. Die Leute — es sind solche vom Van Dammschen Korps — decken sich sehr gut. Trotz der lebhaften Beschießung, der sie ausgesetzt sind, verlieren sie keinen Augenblick die Feuerruhe. Daß sie den Feind beim Aufmarsche nicht ungestört gelassen, zeigen die zahlreichen bei ihnen herumliegenden leeren Patronenhülsen. Jetzt aber, wo jener in guter Deckung ihren Gewehren nicht erreichbar, den weiteren Angriff vorbereitet, sparen sie ihre übrigen Patronen für diesen und lassen das feindliche Feuer ruhig über sich ergehen. Mit großer Seelenruhe demonstriert mir einer der Leute, mit seinem Gewehr über den Wall darauf hinzeigend die von hier sehr gut zu übersehenden Stellungen der Feinde. Die lebhaften Bewegungen müssen aber wohl die Aufmerksamkeit derselben auf uns gelenkt haben, denn sofort klatschen mehrere Geschosse gegen die uns deckenden Steine. Da jedoch hier das feindliche Feuer wenig Schaden anrichtet, dagegen drüben auf dem nächsten Hügel ein eifrig feuerndes Geschütz der Bauern, dessen Stellung augenscheinlich der eben hochkommende feindliche Ballon ausgemacht hat, unter intensives Shrapnelfeuer genommen wird und dort

vielleicht ärztliche Hülfe erwünſcht erſcheint, ſo begebe ich mich dorthin. Ein alter Bauer bittet mich, doch von dort ein zweites, augenblicklich pauſierendes Geſchütz hierher zu ſenden, da man von hier aus das Zentrum der engliſchen Stellung ſehr gut überſehen könne; ſeine Kameraden ſind gegen dieſe Idee, um nicht das feindliche Feuer hier noch mehr auf ſich zu ziehen. Später kommt er ſelbſt angeritten, um doch der Geſchützbedienung ſeinen Vorſchlag zu unterbreiten. Das Krupp'ſche Geſchütz, das ich jetzt erreiche, iſt thatſächlich das einzige, das an dieſer Stelle den Artilleriekampf mit den weit zahlreicheren Kanonen der Feinde führt; es ſteht ganz iſoliert hinter einem kleinen, halbmondförmigen Felswall. Ununterbrochen krachen ſeine Schüſſe. Seine Bedienung gönnt ſich aber auch nicht eine einzige Ruhepauſe: ſo tritt einer der arg durſtigen Leute, die ich aus meiner Feldflaſche mit kaltem Kaffee labe, ſchnell die 2 Schritte zu mir, ſchon mit der Patrone für den nächſten Schuß im Arm, heran, um ſie dann ſofort in das Rohr zu ſtecken. Dieſes lebhafte Feuer mag auch in den Engländern den Eindruck erwecken, als ſtände hier eine ſtärkere Artillerie, und ſie erwidern lebhaft daſſelbe. Doch bei der geringen Zielfläche, welche das eine Geſchütz mit wenigen Bedienungsmannſchaften bietet, findet ſich auch hier wenig für den Arzt zu thun, trotzdem rings herum zahlreiche Shrapnels explodieren, ſo daß ich mir eine der Kugeln noch warm zum Andenken aufſammeln kann. In der Ebene vor uns entſtehen fort und fort kleine Brände des trockenen Graſes. Das Pfeifen der Shrapnels und Maximgeſchoſſe begleitet mich auf meinem Wege zu unſerer Karre, den ich einſchlage, nachdem ich hier längere Zeit geweilt.

Dann wird das beiderseitige Feuer schwächer und schwächer. Als ich wieder beim Lazaret ankomme, finde ich dort noch einige auf anderen Stellen des Gefechtes verwundete Bauern — alles in allem mögen etwa 30 Bauern im heutigen Gefechte getroffen sein. Mehrere derselben wollen sich nur verbinden, nicht in das Lazaret aufnehmen lassen, um nicht den Engländern in die Hände zu fallen. Abends nämlich findet wieder ein allgemeiner Rückzug der Bauern statt. Die Hauptstadt wird aufgegeben.

5./6. Während des Früh-Lazaretdienstes hören wir plötzlich lautes Hurra. Heraustretend sehen wir, wie unsere Nachbarn, die englischen Offiziere, ihrem langmonatlichen Gefängnis entströmen; ein zweites Hurra, die Transvaal-Flagge ist dort niedergeholt, die englische aufgezogen, die ersten Zeichen der Übergabe Pretorias. So leicht haben sich die Engländer die Sache nicht gedacht, sie waren auch heute noch auf heftigen Widerstand gefaßt. So erzählen 2 unserer Herren, die abermals nach dem Südfort gegangen, das schon gestern die Engländer, obgleich unbesetzt, eifrigst unter Feuer genommen und dadurch die Zuschauer dort vertrieben hatten, daß sich feindliche Kavallerie-Patrouillen sehr vorsichtig herangebirscht hätten und höchst erstaunt waren, als sie unbehelligt hineingelangt, dort keine Kämpfer und keine Kanonen fanden. Unheimlich kommt ihnen nur ein Mann vor, der sie mit einem großen Schlüsselbunde umschleicht, bis unsere beiden Herren ihnen dolmetschend erklären, das sei der Wächter des Forts, der ihnen dasselbe übergeben wolle. In aller Ordnung vollzieht sich auch der Einzug Lord Roberts. Alsbald kommt auch ein englischer Arzt, um anzufragen, ob in unserem Lazaret Betten frei

seien. Auf dem Felde bei der Gefangenen-Baracke etabliert sich ein großes englisches Lager.

6./6. Der Principal-medical-officer aus dem Stabe von Lord Roberts, alter Bekannter von Paardeberg und Bloemfontein, sucht mich auf, um zu fragen, was wir nun beginnen wollen. Der ganze Verlauf des Krieges seit Eindringen der Engländer in Transvaal, besonders aber auch die letzten Schlachten haben uns den Eindruck erweckt, als wollen sich die Bauern nicht mehr auf große Gefechte einlassen. Wie ich mit Kennern der Bauern und der Verhältnisse besprochen, dürfte nach der Einnahme von Pretoria im großen ganzen mehr ein Guerillakrieg zu erwarten sein. Vorsichtiger noch als bisher werden die Bauern, die keine Reserven zur Verfügung, größere Verluste zu vermeiden suchen, dem Feinde in sicheren Stellungen eine Weile Widerstand leisten, im Übrigen aber ihn hie und da beunruhigen. Wie lange hat es schon gedauert, ehe unsere Lazarete nach unserem Fortzuge von Jakobsdal und Springfontein wieder in Thätigkeit treten konnten! Für alle Fälle haben sich auch bereits die aus dem Auslande gekommenen Ambulanzen, die hier keine Thätigkeit fanden, der Regierung bei ihrem Weggange von Pretoria angeschlossen. Transportwagen und Zugtiere, mit denen allein wir uns wieder zu den Bauern begeben könnten, haben diese wohl alle von hier mit fortgenommen.

Nach alledem scheint mir ein fernerer Bedarf für die Hülfe unserer Lazarete bei den Bauern nicht mehr vorhanden, vielmehr glaube ich der mir in Berlin erteilten Instruktion, bei Übergang des Krieges in einen Guerillakrieg zurückzukehren, folgen zu sollen. Ich erkläre daher dem

Herrn Generalarzt, daß ich beabsichtige, mit den Schwestern, den Ärzten und Pflegern der ersten und zweiten Expedition nach Hause zurückzukehren. Sollte im Freistaate, woselbst wir die letzte noch thätige Auslands-Ambulanz sind, wie wir die erste waren, noch Bedarf an ärztlicher Hülfe sein, so beabsichtige ich die beiden zuletzt gekommenen Ärzte mit einigen Pflegern dort zu lassen. Der eine von ihnen ist daselbst, der andere aber müßte sich dorthin begeben; dieser könnte zugleich den noch dort befindlichen Arzt und die Schwestern der zweiten Expedition zum Aufbruche veranlassen und ihnen den Erlaubnisschein des englischen Befehlshabers, die Linie zu passieren, überbringen. Der Weg nach Lourenzo Marquez wird für die nächste Zeit nicht frei sein, außerdem ist es unsicher, wann wir an der Ostküste auf dem deutschen Dampfer Platz bekommen können. Dagegen beabsichtigen die Engländer die Eisenbahnlinie nach Kapstadt alsbald wieder zu eröffnen, auch ist dort häufiger Gelegenheit zur Heimkehr. Ich entscheide mich daher für diesen Weg und der Herr Generalarzt verspricht, beim Feldmarschall für uns die nötigen Pässe, sowie einen solchen für die nach dem Freistaat Gehenden und die von dort Kommenden zu erwirken. Bis zur Aufgabe unseres Lazarets erkläre ich mich bereit, in die leeren Betten Engländer aufzunehmen, die uns alsbald zugesandt werden.

10./6. Lernen jetzt Leben in einer eroberten Hauptstadt kennen. Strenge Proklamationen sind erlassen. Niemand darf nach 7 Uhr abends ohne Paß auf der Straße sein. Alle Augenblicke wird man nach demselben gefragt seine Besorgung ist mit vielen Scherereien verknüpft.

Ueberall stehen Posten und ziehen Patrouillen. Auf dem Marktplatze wehen mehrere riesige englische Flaggen. Das große, schöne Gerichtsgebäude, dem Regierungsgebäude gegenüber gelegen, wird zu einem Riesenlazaret umgewandelt — Bedarf haben die Engländer bei ihren zahlreichen Kranken, woher sie aber die Betten nehmen wollen, wissen sie noch nicht recht. Alles was in der Stadt noch an Maultieren ist, wird für einen Taxpreis, welchen die Sieger machen, aufgekauft, ebenso Pferde, soweit dieselben nicht nach einem von dem Gouverneur auszustellenden Paß für den Besitzer unentbehrlich sind. Alle Waffen müssen abgeliefert werden. Als erfreuliches Zeichen der Hebung der Stellung der Kaffern sehe ich, wie sich ein solcher mit einem Weißen auf der Hauptstraße prügelt. Das kam früher auch hier nicht vor.

16./6. Die von den Engländern von Zeit zu Zeit als Ersatz für die aufgehobenen Zeitungen herausgegebenen und auf der Straße verkauften Proklamationen besagen heute, daß Botha in dreitägigem Gefecht zurückgedrängt sei. 170 Mann sollen die englischen Verluste betragen. Ferner melden dieselben, daß die Truppen von Buller die Grenze des Transvaal überschritten hätten und in der „Provinz" (sic!) ständen. So erfährt man nebenbei, daß Transvaal jetzt eine englische Provinz ist, in der nur zufällig noch das rechtmäßige Staatsoberhaupt mit seiner Regierung sich außerhalb des Machtbereiches der Engländer aufhält und ihnen der Oberfeldherr mit seinen kampfbereiten Truppenmassen gegenüber steht. Ebenso ist der Freistaat eine Kolonie geworden, von der aber die „Eroberer" noch nicht einmal die Hauptbahnlinie haben, in der ihnen gleichfalls

der Präsident mit seinen Truppen gegenüber steht. Freilich soll man ja dem feindlichen Oberfeldherrn zur Strafe dafür, daß er dem Gegner die Bahn abgeschnitten hat, seine Farm niedergebrannt haben, wie auch veröffentlicht wurde: „In Anbetracht dessen, daß nicht länger mit angesehen werden kann, wie Bahn- und Telegraphen-Linien unterbrochen werden, sollen die benachbarten Farmen, bei denen dies geschieht, vernichtet werden."

19. 6. Erfahren, daß nunmehr Eisenbahnlinie nach Kapstadt frei sei, suchen daher unsere Pässe zu bekommen, was immerhin einige Lauferei macht, doch zeigt sich der Herr Generalarzt sehr freundlich und hülfreich.

21. 6. Unser für den Freistaat bestimmter Herr reist mit dem Pfleger voraus. Noch sind die Züge sehr durch Militärtransporte in Anspruch genommen, daher muß er wohl oder übel seine Reise auf einem Kohlenwagen antreten. Nachmittags haben sich unsere Privat-Kaffern unsterblich betrunken. Als ich nach Hause komme, finde ich die weiblichen Mitbewohner in höchster Aufregung. Auch mir antworten die beiden Kunden nur mit blödem Lachen auf die Aufforderung, an die Arbeit zu gehen. Zum Glück haben wir in unserem Garten Hähne der Wasserleitung. Ich ergreife also die Missethäter beim Kragen und schleppe sie zu einem solchen. Freilich klammern sie sich ängstlich in den Rocktaschen meines Überziehers fest, als sie meine Absicht bemerken. Das hilft ihnen aber nichts, einer wie der andere kommen sie, allerdings mit einem Stück Tuch aus meinem Überzieher in der Hand, unter die Douche, die ihnen sehr wohlthut. Ohne Widerrede kommen sie jetzt mit an die Arbeit. Ihre Leistungsfähigkeit bleibt allerdings auch in

dem ernüchterten Zustande eine recht beschränkte, so daß ich dem Koch die Beefsteaks für unsere Gäste heute Abend nicht anvertrauen kann, sondern mich selbst an die Bereitung derselben machen muß. Auch das Alles gehört zu den Leiden und Freuden eines Chefarztes in Südafrika.

22./6. Lösen unser Lazaret auf. Die geheilten Bauern können nach Hause gehen. Die Engländer holen sich ihre kranken Landsleute ab, welche zum Abschiede eine rührende Dankesadresse für unsere Thätigkeit an ihnen überreichen. 3 noch nicht völlig wieder hergestellte Bauern übernehmen die holländischen Ärzte. Der Proviant für eine 8tägige Reise, auf eine solche müssen wir uns wohl in der Bahn gefaßt machen, während welcher wir vollkommen für uns selbst sorgen müssen, samt Kochgeschirr und Apparat wird zusammengestellt, das mitzunehmende Gepäck geordnet. Im deutschen Klub findet, mit Rücksicht auf die abendliche Straßensperre, ein Vesper-Abschiedsschoppen statt. Eine ganze Anzahl unserer deutschen Freunde hat sich hier versammelt. Mit freundlichen Worten verabschiedet uns der Herr Konsul namens der Erschienenen. Wie anders hatten wir uns die Abschiedsstunde am Schlusse eines siegreichen Krieges gedacht. Worte des herzlichen Dankes sprechen wir den Erschienenen, die uns so viele Freundschaft während unseres Hierseins bewiesen haben, aus.

23./6. Dank der fürsorglichen Bemühungen des deutschen Herrn Militär-Attachés, welcher während des Aufenthaltes der Engländer in Pretoria stets in liebenswürdigster Weise für uns gesorgt, gelingt es uns, auf der Bahn 2½ Wagenabteil, sogar mit einem kleinen Raum für unsern Proviant und den Küchenapparat dazwischen, sowie einen

Gepäckwagen für uns zu erhalten. So richten wir uns denn häuslich für die nächsten 8 Tage ein. Zum Glück ist heute kein größerer Militärtransport dabei. Noch ein letzter Abschiedsgruß an die auf dem Bahnhofe erschienenen deutschen Herrschaften, sowie an den englischen Herrn Generalarzt und unser Zug verläßt um 11 Uhr Pretoria. In der Nacht erreichen wir, nachdem wir den Vaal überschritten, noch Villjoensdrift, die erste Station im Freistaat.

24. 6. Unser Zug bleibt den ganzen Tag über liegen; wie man sagt, sei die Bahn unten wieder irgendwo zerstört. Mittags fährt ein gepanzerter Zug der Engländer bei uns vorbei in den Freistaat hinein: Vorn und hinten je eine Truck mit einem Geschütz darauf, dann je ein hochgepanzerter, oben offener Wagen mit eingeschnittenen Schießscharten und Infanterie-Besatzung, in der Mitte die Lokomotive mit Kohlenwagen, gleichfalls durch Metallplatten gedeckt, und ein gewöhnlicher Personenwagen. Betreffs unserer Heilbroner Abteilung erfahren wir, daß dieselbe diesen Ort schon seit 14 Tagen verlassen hat. Der nachgesandte Arzt hat sich in Wolvehoek einen Wagen geliehen, 2 Pferde gekauft und ist ihnen gefolgt.

25. 6. Setzen unsere Fahrt fort, überall weist die Bahn Spuren der Verwüstung auf, alle Brücken sind — zum Teil recht gründlich — gesprengt. Es ist wahrhaft zu bewundern, daß es den englischen Ingenieuren gelungen, in so kurzer Zeit, noch häufig vom Feinde beunruhigt, die Bahnstrecke wieder brauchbar zu machen. Kleinere Brücken sind durch kreuzförmig übereinander geschichtete Balken, über welche oben die Schienen gelegt, ersetzt. Größere Brücken haben die Herren dadurch vermieden, daß sie auf oft recht kühnen

Kurven die Bahn in den jetzt in der trockenen Zeit fast leeren Flußbetten entlang geführt und nur den schmalen augenblicklichen Wasserlauf an der engsten Stelle überbrückten. Es ist ein tolles Bild der Zerstörung, das sich hier immer wieder bietet. Daß es dabei auch zu heftigen Kämpfen gekommen, zeigt ein nahe der Bahn gelegenes Postkontor, bei welchem die Engländer ein Munitionsdepot angelegt hatten. Beides ist von den Bauern in die Luft gesprengt, rings liegen Geschosse bis zu den großen Schiffsgranaten herauf, herunter bis zu unzähligen Lee-Metfords herum, Mauerreste sind weit dahin geschleudert, dazwischen findet man zahlreiche Briefreste. Eine Reihe von frischen Gräbern weist auf die Opfer des Kampfes hin. An allen Punkten muß die lange Bahnstrecke sorgfältig bewacht werden, bei größeren Flußübergängen sogar von größeren Abteilungen, welche kleine Verschanzungen angelegt haben. An jeder Brücke sieht man ein kleines Lager. Kavallerie-Abteilungen ziehen zu beiden Seiten der Bahn entlang, dieselbe sichernd, welch ein Menschenmaterial erfordert dies auf der Strecke von Petoria bis herunter zum Oranje-Fluß! Bei Kronstadt, das wir abends passieren, finden wir ein großes Truppenlager, noch staunenswerter aber sind die endlos die weite Ebene deckenden Anhäufungen von Vorräten allerlei Art. Kisten mit Biskuits sind zu wahren massiven Türmen aufgebaut, etwa 30000 Kisten berechne ich in einem derselben. Hohe Schober von komprimiertem Heu sind zusammengestellt. Dies alles und noch viel mehr harrt des Augenblicks, wo die Strecke nach Norden so weit gesichert ist, daß der Armee vorn der so unentbehrliche Proviant nachgeschoben werden kann. Des Öfteren treffen wir auch unter den englischen

Offizieren solche, die uns aus Jakobsdal her kennen und als alte Bekannte begrüßen, es ist geradezu auffällig, wie viele unter ihnen Deutsch sprechen.

26./6. Die Engländer, welche im anderen Wagen unseres Zuges sind, unterhalten sich darüber, daß sie nicht allein gegen die Buren, sondern gegen Leute aller Nationen gefochten hätten: Deutsche, Russen, Franzosen, Iren, Österreicher, die herbeigeeilt seien, zu helfen. Wie haben sie aber selbst aus aller Welt, aus Asien und Australien sogar Truppen und Freiwillige herangezogen und wie hoch belaufen sich deren Zahlen, während die obigen kaum nach Hunderten zählen dürften. Erreichen gegen Abend Bloemfontein, woselbst uns auf telegraphische Benachrichtigung der Herr Konsul während des kurzen Aufenthalts Gesellschaft leistet, so daß wir ihm noch einmal unsern Dank für all seine Hülfe sagen und uns verabschieden können. In der Nacht fahren wir dann noch weiter bis Springfontein, woselbst der Zug einige Stunden verweilt.

27./6. In Springfontein begrüßt uns der Herr Pfarrer, welcher hier die Wechselfälle des Krieges seit dem Fortgange unseres Lazarets reichlich durchgekostet hat. Noch einmal sehen wir auch hier die Stätte unserer ehemaligen Wirksamkeit und können uns von unserem alten Helfer verabschieden. Mittags überschreiten wir den Oranje-River, womit wir den Kriegsschauplatz verlassen. Dank des Schreibens des railway staff officers in Pretoria, das uns unser Militärattaché freundlichst verschaffte, finden wir überall ein sehr entgegenkommendes Verhalten der englischen Bahnkommandanten. Noch einmal erinnere ich mich beim Durchfahren der Stationen Achtertang und Colesberg

der Nächte, die ich hier vor über vier Monaten verbrachte, damals bei den siegreich vorgedrungenen Bauern in dem eroberten Teile der Kapkolonie, jetzt kommen wir aus der von den Engländern eroberten Landes-Hauptstadt.

29./6. Landschaft wird immer schöner, Berge nehmen geradezu alpinen Charakter an, zahllose bunte Blumen schmücken das Feld. Das alles können wir uns von der Plattform unseres durchgehenden Wagens betrachten, während der Zug jetzt auf der Linie Kimberley-Kapstadt, in die wir bei de Aar eingetreten sind, dahineilt. Etwa um 2 Uhr nachts kommen wir in Kapstadt an. „θαλαττα, θαλαττα" heißt es auch für uns, denn nun liegt es vor uns, das länderverbindende Meer, von dem wir so lange getrennt und auf dem uns jetzt die Rückkehr in die Heimat offen steht. Zu spät ist es, um noch auf die Hotelsuche zu gehen, so bringen wir noch eine siebente Nacht im Koupee zu.

30./6. Nicht leicht gelingt es, in dem von englischen Truppen überschwemmten Kapstadt für uns alle eine Unterkunft zu finden. Endlich habe ich für alle Quartier gemacht und das Personal untergebracht. Während die anderen Herren dann noch das Gepäck durch einen Spediteur besorgen lassen, erquicke ich mich an einem wohlthuenden Bade und kann die Kleider, die wir einmal wieder 7 Tage nicht vom Leibe bekommen haben, wechseln. Freilich recht mangelhaft untergebracht sind wir, vor der Hand ist mein Lager auf dem Tisch im Privat Dining room aufgeschlagen, es ist doch aber wieder ein Bett. Nach dem Frühstück machen wir uns dann auf den Weg, um für unser weiteres Fortkommen zu sorgen. Zunächst melden wir uns auf dem General-Konsulat. Ein deutsches Schiff können wir leider

für unsere Heimkehr nicht wählen, da das einzige erst in frühestens 14 Tagen kommt und dann fast zwei Monate zur Heimkehr gebraucht. Erkundigen uns daher nach den englischen Dampferlinien. Der nächste Postdampfer soll sehr besetzt sein, so empfiehlt es sich, den folgenden kleineren Dampfer (intermediate steamer) zu nehmen, der in etwa acht Tagen fahren wird. Erfahren, daß unser Heilbroner Lazaret von dort nach Bethlehem verzogen ist.

4./7. Unter Schreibereien — geht doch heute der Postdampfer, mit dem ich den schon auf der Bahnfahrt vorbereiteten Bericht und Briefe heimsenden kann —, Erkundigungen nach unserem Dampfer, über den immer noch nichts Bestimmtes feststeht, und Spaziergängen in die schöne Umgebung Kapstadts vergehen die Tage des Wartens. Von dem Korrespondenten des Graphic erfahren wir, daß man glaube, wir seien von Lord Roberts heimgeschickt wegen Dynamitschmuggels. Es soll nämlich eine der auf Seiten der Bauern thätigen Ambulanzen versucht haben, in einem Ambulanzwagen Dynamit an die Bahn zu bringen, wobei sie arretiert sei. Unter Hinweis auf unsere Pässe 2c. bitte ich ihn die Sache in der englischen Presse richtig zu stellen, was er mir auch verspricht. Von dem der Heilbroner Expedition gesandten Herrn trifft die Meldung ein, daß er derselben nach Bethlehem gefolgt sei. Zu meiner Freude habe ich Gelegenheit mit den Herren des grade hier liegenden „Wolf" alte Erinnerungen aufzufrischen, bei ihnen und mit ihnen im gemütlichen Hause des Herrn Generalkonsul einige schöne Stunden zu verleben. Letzterer hat auch die Freundlichkeit, uns den der schönen Besitzung, welche das Deutsche Reich hier draußen vor der Stadt als Wohn-

sitz für den Generalkonsul erworben hat, benachbarten großen Park von Cecil Rhodes zu zeigen, in welchem zahlreiche, Südafrika eigentümliche Tiere gehalten werden und der dem Publikum zu freier Benutzung offen steht. Einen wunderbar schönen Blick hat man bei dem etwa einstündigen Spaziergang über dessen prächtig bewaldete Höhen weithin über die Ebene und das Meer; während nach der anderen Seite der gewaltige Tafelberg den Abschluß der großartigen Szenerie bildet.

9./7. Endlich erfahren wir auf der Dampferagentur, daß unser Schiff, welches durch die Schwierigkeit, an der Ostküste die nötigen Kohlen zu bekommen, aufgehalten wurde, sich Kapstadt nähere. Mit 330 £ = 6730 Mark bezahlen wir daher unsere Überfahrt bis London. Da die in den nächsten Tagen voraussichtlich hier eintreffenden weiteren Mitglieder unsrer Expeditionen nicht ausgiebig mit Geld versehen sein könnten, so deponiere ich auf dem Generalkonsulat 1000 £ mit ausführlichen Angaben über die Art ihrer Ausfolgerung. Nach Deutschland eilt uns Kabel voraus, das unsere nunmehr bevorstehende Heimkehr meldet. Von den schweizer Ärzten, die anfangs in Johannesburg thätig, dann nach der Einnahme von Pretoria den Bauern wieder folgen wollten und die ich heute hier treffe, erfahre ich, daß es selbst ihnen mit ihrem geringen Personal nicht möglich gewesen ist, die nötigen Transportmittel zu bekommen, um die Bauern wieder zu erreichen. Sie sind daher hierher gekommen und wollen versuchen, nach Delagoabay zu gehen, dort anfragen, ob sie noch wieder heraufkommen sollen. Auf dem „Wolf" erfahre ich heute von den Kämpfen des Iltis in China.

12./7. Der Dampfer Greek der Union Steam-Ship-Company, der uns nach Hause bringen soll, hat in die Molen verholt und es wird bekannt gemacht, daß die Passagiere sich heute einschiffen sollen, was wir denn auch gegen Abend thun.

13./7. Aus Bethlehem trifft die Meldung ein, daß sich die übrigen Heimkehrenden von dort auf den Weg machen, um gleichfalls über Kapstadt die Heimreise anzutreten, so kann das Gros unsrer Expeditionen etwa Mitte August in der Heimat sein, 2 Ärzte mit 3 Pflegern bleiben noch einige Zeit bei den Kämpfern des Freistaates. 7 Monate und 7 Tage haben diejenigen unter uns, die zuerst hinausgingen und jetzt die größere Hälfte der mit uns Heimkehrenden bilden, auf afrikanischem Boden geweilt und gewirkt. Trotz mancherlei Erkrankungen schwerer Art haben wir zum Glück keinen Todesfall unter uns zu beklagen. Eine Freude ist es für mich und wird mir eine dauernde schöne Erinnerung sein, an der Spitze solcher Abordnungen gestanden zu haben, mit solchen deutschen Männern und Frauen zusammen haben wirken zu dürfen, die es verstanden, durch festes Zusammenhalten, durch williges Unterordnen, durch völliges Aufgehen in ihrem oft schweren, mühevollen und mit mancherlei Entbehrungen und Gefahren verknüpften, freiwillig erwählten Beruf den deutschen Lazareten im südafrikanischen Kriege, den Expeditionen der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz bei Freund und Feind Anerkennung zu verschaffen.

7./8. Treffen nach 25tägiger Fahrt, auf der wir nur kurz bei St. Helena und Ascension geweilt, nur einige Stunden auf der Insel Teneriffa uns hatten ergehen

können, in Southampton ein. Nach Erledigung der Zollangelegenheiten führt ein Extrazug die Schiffsgesellschaft nach London, von wo wir noch denselben Abend weiter eilen.

8./8. Nach ruhiger Überfahrt über den Kanal — London-Vlissingen — besteigen wir wieder den Zug, durchbrausen Holland, überschreiten die deutsche Grenze. Vor über 9 Monaten verließen wir dieselbe, vom Anfang April stammen die letzten Nachrichten unsrer Lieben daheim, werden wir alle wohlbehalten wiedertreffen, das ist die Frage, die wohl jeden bewegt, während unser Zug zum letzten Male unmittelbar vor dem Bahnhof Friedrichstraße hält. 7½ Uhr abends fährt derselbe ein, die Herren vom Zentral-Komité, Damen vom Frauenverein empfangen ihr ausgesandtes Personal, auch von unseren übrigen Mitgliedern hören wir, daß dieselben vollzählig auf der Heimreise sind.

Druck von August Pries in Leipzig.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

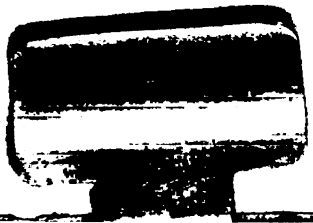
20Oct'57FH
REC'D LD
SEP 29 1957

LD 21–100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley

YB 34515

M250401

DT938
A137

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY